Die

Böhmischen Bäder.

Von

Siegfried Kapper.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Das Quellengebiet der Böhmischen Bäder im Allgemeinen.

Lage und Umgrenzung. — Die Gebirgsumwallung. — Die Eger und die Biela. — Die Elemente der Bevölkerung. — Culturverhältnisse und Lebenslagen. — Die Erwerbsquellen. — Die Heilwässer.

Es sind die Böhmischen Bäder, zu welchen den Reisenden zu geleiten der Zweck ist, den wir uns in den folgenden Blättern vorgesetzt haben, und über deren Gebiet wir, ehe wir diese unsere Reiseziele selbst aufsuchen, vorerst einen gewissen allgemeinen Ueberblick zu gewinnen trachten wollen.

Zunächst seiner Lage nach stellt sich uns dies Gebiet als ein von Südwesten gegen Nordosten sich hinziehender und mäßig abgedachter, nordwestlich vom Erzgebirge, südwestlich von den böhmischen Mittelgebirgen begrenzter Längenabschnitt der Nordwestterrasse Böhmens dar, der, im Südosten mit jenen Höhen beginnend, über welche die böhmisch-bairische Grenze verläuft, und seiner ganzen Länge nach von den genannten, fast parallelen Gebirgsketten begleitet, seinen Abschluß am Fuße jenes Plateau findet, in welchem das Nordostende des Erzgebirges und das Mittelgebirge aneinandertreten.

Schroff aufsteigend erhebt das metallführende Erzgebirge längs des ganzen Verlaufs der Nordwestgrenze dieses Gebiets seine Abhänge zu einem compacten, ununterbrochenen Walle und einer durchschnittlichen Höhe von 2000—2500 Fuß, um auf seiner breiten Hochfläche die böhmisch-sächsischen Grenzmarken zu tragen und sich auf der entgegengesetzten Seite in mäßiger Senkung gegen die altenburg-leipziger Ebene zu verflachen. Als seinen Hauptstock baut es etwas südlich unter seiner Mitte das bis zu 3500 Fuß sich erhebende Plateau von Gottesgab und Wiesenthal auf, von welchem es wieder seine höchsten Spitzen bis zu 3415, 3721 und 3804 Fuß über die Meeresfläche weiter emporhebt. Seiner Hauptmasse nach gehört dieses Gebirge der Gneis-Granitformation an, die in ihren Gängen böhmischerseits die Silberadern von Joachimsthal, Katharinenberg, Weipert und Niklasberg, die Zinngruben von Heinrichsgrün, Gottesgab, Wiesenthal, Joachimsthal, Graupen und Zinnwald, Blei bei Bleistadt, Kupfer bei Katharinenberg und Eisen bei Platten und Joachimsthal führt. An einzelnen Strecken finden sich ausgedehnte Massen von Glimmerschiefer und Hornblendeschiefer, sowie Auf- und Einlagerungen von Basalt und Porphyr, welcher letztere namentlich weite Partien des Kammes und der, unserm Gebiete zugekehrten Südostabhänge einnimmt.

Weniger zusammenhängend ist im Südosten das böhmische Mittelgebirge, von welchem wir deutlich zwei, durch den Durchbruch der Eger gegen die Elbe hin gesonderte Partien unterscheiden.

Die erste dieser Partien, das sogenannte karlsbader oder nordwestliche Mittelgebirge, nimmt ihren Ursprung auf bairischem Boden und zieht sich nordwärts bis Kaaden in immer niedriger werdenden Bergwellen an das rechte Ufer der Eger hinab. Seine höchste Höhe erreicht dieses Gebirge bei Königs-

wart im Kaiserwalde mit der sogenannten Glatze, 2856 Fuß über der Meeresfläche. Als sein Plateau können wir die von Königswart über Lauterbach, Schönfeld und Schlaggenwald sich hinabsenkende Hochebene betrachten. Seiner Grundmasse nach besteht es aus Granit, der gegen die Grenze Baierns aus Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer und Gneis emporbricht, gegen das Innere von Böhmen von basaltischen Massen überlagert wird, im Nordosten dagegen sich aus Braunkohle erhebt. Nur an einzelnen Stellen desselben tritt übrigens die Granitgrundmasse zutage, z. B. bei Petschau. Von Rauschenbach über Sangenbach bis Lauterbach, dann bei Schönfeld und Schlaggenwald findet sich auch Zinn und Serpentin.

Die andere Partie, das teplitzer oder nördliche Mittelgebirge, erstreckt sich, theils zu vereinzelten Kuppen, theils zu weiten Bergrücken erhoben, vom linken Ufer der Eger bis an das rechte der Biela. Seinen höchsten Aufbau erreicht es in dem Milleschauer Berge mit 2646 Fuß über dem Meere. In seinen Hauptmassen gehört es der Formation des Basalts an, der sich allenthalben, zum Theil von ausgedehnten Erdbränden begrenzt, aus mächtigen Kohlenflötzen, aus Porphyr und allerlei Conglomeraten des Rothliegenden erhebt.

Jenseit der Biela, durch deren Flußbett das eben erwähnte teplitzer Gebirge von dem Nordende des Erzgebirges geschieden ist, schließt endlich das kulmer Plateau unser Gebiet im äußersten Nordosten ab, während die, nur durch mäßige Bodensenkungen vom Fichtelgebirge getrennten Höhen zwischen dem ascher und königswarter Gebiete seine Abgrenzung im äußersten Südwesten bezeichnen.

Ueberblicken wir diese Umgrenzung noch einmal, so finden wir, daß sie ein im Ganzen ziemlich geschlossenes, durch mehrfache Nebenbergzüge in verschiedene kleinere Thäler unterabgetheiltes, bei 40 Stunden langes und abwechselnd bei 2—6

Stunden breites längliches Thalsystem einschließt, das nur an wenigen Stellen sich öffnet, um dem in seinen Furchen sich sammelnden Gewässer den Durchzug zu gestatten.

Die Tiefen dieses Thalsystems sind zum größten Theile von ausgedehnten und mächtigen Braunkohlenlagern erfüllt, die hier entweder nahe zutage liegen oder von andern Schichten der Tertiärformation überlagert werden. Besonders die Lager der nördlichen Hälfte zählen zu den mächtigsten der bisher bekannt gewordenen. Die Kohle selbst kommt sowol als gemeine Braunkohle vor, wie auch in ihren Uebergängen einerseits zu Erdkohle und Moor, andererseits zu Pechkohle. Sehr ausgeprägt in ihr ist der vegetabilische Ursprung. Es finden sich darin sowol einzelne Aeste, Holzstücke und Klötze als auch ganze Baumstämme in verkohltem, verkieseltem und verharztem Zustande. Ganze Strecken sind mit dem, im Verkohlen begriffenen Filze niederer Vegetationsstufen erfüllt, der, von verschiedenen mineralischen Stoffen durchdrungen, als Mineralmoor eine der interessantesten Erscheinungen des böhmischen Bädergebiets bildet, und auf den wir noch besonders zurückzukommen Gelegenheit finden werden.

Die beiden Hauptflüsse unsers Thalsystems sind die Eger und die Biela, beides Nebenflüsse der Elbe. Jene, aus dem Fichtelgebirge kommend, tritt im Südosten durch die Thalpforte zwischen Markhausen und Mühlbach ein, sammelt in ihrem Bette die Gewässer der südlichen Hälfte des Gebiets, deren bedeutendste die Tepl und Wondrab sind, und verläßt dieses letztere wieder, indem sie durch die Thalöffnung zwischen den beiden Mittelgebirgen in die saazer Ebene übertritt, um durch diese ihren Weg gegen die Elbe fortzusetzen, in welche sie bei Theresienstadt mündet. Die Biela sammelt ihre Zuflüsse in der nördlichen Hälfte, und führt sie durch die Furche zwischen dem nördlichen Mittelgebirge und dem kulmer Plateau ins Elbebett.

Abgeschlossen nach allen Seiten und eigenthümlich in geologischer Hinsicht wie das eben bezeichnete Gebiet ist, mußten sich auch die Bevölkerungsverhältnisse in demselben eigenthümlich gestalten. Wie überall, ist gewiß auch hier die erste Bevölkerung dem Laufe der Flüsse folgend eingezogen, und zwar um so gewisser, als jeder andere Weg die Einwanderer auf so mächtige Hindernisse hätte stoßen lassen, wie sie zu überwinden die Ausbreitung der Menschen in frühesten Zeiten nicht liebte. Die ersten Niederlassungen können nur egerabwärts und egeraufwärts stattgefunden haben.

Sichere Kunde besitzen wir über Eines so wenig wie über das Andere. Alles indeß zeigt darauf hin, daß, wenn auch in verschiedenen Zeiträumen, beides der Fall gewesen sei. Slawen und Deutsche, jene aus dem mittlern Böhmen auf dem Wege der laun-saazer Ebene, diese, theils aus Franken und Voigtland, theils aus den sächsischen Landen kommend, haben sich hier offenbar begegnet. Noch heute berühren einander längs des ganzen Landstrichs die Sprachgrenzen beider, mehr oder minder durch Vermittelung beidersprachiger Ortschaften ineinander übergehend.

Doch scheint es außer Zweifel, daß längere Zeit vor den Deutschen die Czechen den bei weitem größten Theil des Gebiets, wenigstens bis an die Abhänge des Erzgebirges innegehabt haben. Der Schauplatz einer ihrer ältesten und bedeutsamsten Sagen findet sich an den Ufern der Biela, deren Name selbst ein rein slawischer ist und soviel bedeutet als der weiße Bach. Noch bezeichnet dort bei dem Dorfe Stajitz ein Denkstein die Stelle, wo Libussa's Abgesandte den Kmeten Přemisl am Pfluge fanden und ihn vom Felde weg in die Arme ihrer Herrin und auf den Fürstensitz führten. Die Namen zahlreicher und gerade der ältesten Ortschaften sind noch jetzt ganz czechisch, wie z. B. Osek, Stadiz, Teplitz, Karbitz,

Hostomitz, Ladowitz, Selenitz, Bilin, Zlatnik, Kralup, und so viele andere; oder sind, nachdem sie später durch Deutsche verdrängt worden, von den alten czechischen begleitet, wie z. B. Mariaschein, das im Munde der Czechen immer noch den Namen Bohůsůdov, etwa Gottesgerichtsort, führt, sowie Brür, Most (Brücke) — Lichtenstadt, Hroznetin — Schlackenwerth, Ostrov — Einsiedel, Mnichov (Mönchsort) u. s. w. heißen; oder sie tragen endlich in Wurzel und Ausgang den slawischen Ursprung unverkennbar an sich, z. B. Saidschitz, das ursprünglich Zaječice hieß, ein Ortsname, der unverändert noch jetzt mehren Dörfern in rein böhmischen Gebieten eigen ist; Kommotau, ursprünglich Chomutov; Podersam, ursprünglich Podhořan, dem deutschen Unterberg entsprechend, u. s. w. In die Gegend des Georgenberges bei Raudnitz, unfern dem Eingange ins laun-saazer Egerthal, verlegt sogar die Sage die Niederlassung Czech's, des Anführers der slawischen Einwanderung. Die Höhen des Erzgebirges indeß scheinen sie nicht erstiegen zu haben, und später einerseits von dem Egereintritte herab, andererseits von dem Durchbruch der Elbe herauf, vielleicht auch vom Kamme des Erzgebirges nieder, an dessen flachern Nordwestabhängen sich die deutsche Ansiedelung aus Sachsen und Thüringen leichter hinanzog, von einrückenden Deutschen in die Mitte genommen und zurückgedrängt worden zu sein, vielleicht gleichzeitig oder bald nachdem sie denselben auch das altenburg-leipziger Flachland hatten räumen müssen. Früher dagegen scheint jedenfalls der südwestliche Landstrich, das sogenannte Egerland als der nördliche, im dauernden Besitz einer deutschen Bevölkerung gewesen zu sein. Unverkennbar unterscheidet sich auch das deutsche Volk an der Eger von jenem an der Biela. Ausgeprägt gibt sich dort sowol in Sprache, Sitte, Einrichtungen, Tracht und vor allem im Gemüthsleben die Verwandtschaft mit der süddeutschen Na-

tur kund, während bei den Deutschen des Vielathals in alledem der nüchterne Charakter der sächsischen Nachbarn hervortritt.

Verschiedenartig wie die Natur des Bodens und die ursprünglichen Elemente der Bevölkerung sind auch im Umfange unsers Gebiets die Culturverhältnisse des erstern und die Lebenslagen der letztern. Nicht oft berühren einander die schroffsten Gegensätze so nahe wie hier. Die Thäler, vorzüglich die Ufergründe zu beiden Seiten der Eger und Biela zählen großentheils zu den gesegnetsten des Landes. Alle Getreidearten gedeihen hier trefflich, der Gartenbau blüht und die Viehzucht läßt nichts zu wünschen übrig. Die Fruchtbarkeit einzelner Landstriche, wie z. B. der Gegenden um Saaz und Kommotau ist sogar sprichwörtlich geworden. Die üppigsten Wiesen dehnen sich hier neben weitläufigen Hopfenpflanzungen aus, die herrlichsten Weizengefilde neben fruchtüberfüllten Obstgärten; neben den veredelten Obstsorten der gemäßigten Zone gedeiht selbst die Kastanie. Ein Morgen Bodens überwiegt an Werth den irgendeines andern Landstrichs um das Zehn=, Zwanzig= ja selbst Dreißigfache. Das Erträgniß eines mäßigen Grundbesitzes kommt dem eines kleinen Guts anderwärts gleich.

In Stadt und Dorf ist daher Wohlhabenheit, ja oft genug gediegener Reichthum zu Hause, und die Formen des Lebens gestalten sich bequemer, annehmlicher, freundlicher. Der Städter treibt neben ausgedehnter Oekonomie gewinnreichen Handel mit der Production des Feldes, des Gartens, der Hopfenanlagen, und einträgliche Gewerbe, für die er bei seinen Mitbürgern und den Landleuten der Umgegend ausreichenden Absatz hat. Geschäftsreisen führen ihn hierhin und dorthin, er lernt Welt und Leute kennen und richtet sich, heimgekehrt und die Bekanntschaft mit allerlei Verfeinerungen des Lebens mitbringend, in seinem gutgebauten Hause so behaglich

als möglich ein. Er hält etwas auf einen ordentlichen Tisch, sieht innerhalb der Ringmauern seiner Stadt gern eine wandernde Schauspielergesellschaft, pränumerirt auf Zeitungen und periodische Unterhaltungsschriften und muß jeden Winter seine „noblen" Bälle haben. Die junge Städterin hat ein aufmerksames Auge für die Mode, findet es für unerlaßlich, Klavier oder wenigstens Guitarre zu spielen und fängt zuweilen sogar an Stunden im Französischen zu nehmen.

Der Landmann in seinen reinlichen, solid angelegten Höfen, die an Umfang nicht selten großen herrschaftlichen Meiereien gleichen, fühlt sich in seiner Weise nicht minder wohl. Es thut nicht noth, daß er seinen Weizen zu Markte schleppe, sowie er ihn ausgedroschen. Er kann ihn einstweilen ruhig im Schüttboden aufgespeichert lassen, bis sich die Preise besser machen. Wovon zu leben hat er, und einige Tausend Gulden finden sich allezeit in seiner Truhe, oder er hat sie irgendwo in der Sparkasse oder auf einer sichern Hypothek liegen. Er wählt zu seinem Sonntagsrock das feinste Tuch; ein Halstuch, das aus Wien oder Leipzig kommt, hat für ihn besondern Werth, und trägt er auch nur Eine Uhr, so läßt er doch diese gern an zwei Ketten hängen, und ein reiches Anhängsel von allerlei Ringen, Schlüsseln und Petschaften aus Gold, Silber und Karneol darf nicht leicht fehlen. Seine Tochter vollends findet jeden andern Sonntagsanzug als den von Seide unter ihrem Stande, schmückt Hals und Brust mit goldenen Münzgehängen und kennt sogar das Bedürfniß eines feinen Handschuhs. Ein Bauernhaus ohne Extrastube mit polirten Schränken, goldumrahmten Heiligenbildern und bis an die Decke aufgethürmten Paradebetten gilt für eine Anomalie, und das muß eine schlechte Wirthin sein, die nicht einige mal des Jahres ihren Frauen Gevatterinnen und Basen den feinsten Kaffee in echten Porzellantassen nebst dem schmackhaftesten Fla-

den zu credenzen vermag, indeß der Hauswirth im Gemeindewirthshaus drunten bei lustigem Kegelschieben eine „Zehner-Banknot" springen lassen kann, ohne daß seine rothlederne Brieftasche das besonders empfinde. Ist es nur etwas weit zur Kirche, oder gilt es den Arzt oder den Herrn Pfarrer abzuholen, oder einen Besuch bei benachbarten Verwandten, so muß ein wieherndes Paar Rosse angespannt werden können, und zu Kirchweih und bei Taufe und Hochzeit dürfen auch diese des Schmucks künstlicher Blumen und flatternder Bänder nicht entbehren.

Wie ganz anders ist es nur etwas weiter, „gegen's Gebirg 'nauf"! Erst kommt doch noch etwas Roggen und Hafer fort. Die Wiese gibt ihre Mähden, das Kartoffelfeld seine „Erdäpfel". Der Fruchtbaum wird aber schon seltener, der Laubbaum überhaupt will nicht recht Wurzel fassen und der düstere Nadelholzwald breitet sich weithin längs der gedehnten Abhänge aus. An die Stelle der Höfe treten niedere hölzerne Hütten. Die Hand, die mit dem undankbaren Pfluge nicht viel zu schaffen vermag, ergreift die Axt, um an irgendeinem steilen Abhange Holz zu fällen, oder das Grubenlicht, um in den Stollen zu fahren, oder den Stab, um auszuwandern und Erwerb und Brot zu suchen, wo immer es sich finden ließe. Aber endlich findet auch die Kartoffel nicht mehr Boden genug, um ihre Knollen zu erzeugen, geschweige denn Hafer oder gar Roggen, um zur Ernte zu gedeihen. Da ist es, wo die freudenlosen Hütten stehen, die von früh bis Abend der pfeifende Wind umsaust, als wollte er sie jeden Augenblick niederfegen, über die finstere Tannen- und Kieferwipfel hinweg, in die Tiefe der steinigen Bergschlucht. Hier ist es, wo je bewegter und frischer die Luft, desto größer der Hunger und desto geringer die Möglichkeit ihn zu befriedigen. Vom dämmernden Morgen bis in die sinkende Nacht sitzt hier der

Vater mit den ältern Söhnen hinter dem taktmäßig klappernden Gerüste des Webstuhls, das Weib schwingt die Weife, die Tochter führt die Spindel, und selbst das kleinste Kind, seine kleinen Händchen frühzeitig an der Spule übend, muß dazu beitragen, den kümmerlichen Bedarf der Familie herbeizuschaffen. Kaffee, Wein, Bier, Braten? — unbekannte Lucullusgerichte unter solchem Dache, dem oft monatelang sogar das liebe schwarze Brot gebricht. Das sind die Berge, aus denen wir in schlechten Jahresläufen die kleinen Mädchen und die armen Weiber herabkommen sehen, um an den Rainen der gesegnetern Thaltiefen allerlei Wurzeln und Feldkräuter zu sammeln und den Ihrigen zur Nahrung heimzubringen. Das ist die Zone, wo zu solchen Zeiten Kleie mit Lattich eine Delicatesse werden. Das ist die Heimat der erzgebirgischen Noth, für die bereits so viele Albums geschrieben worden, so viele Comités beisammensaßen und erst vor wenigen Jahren ein menschenfreundlicher deutscher Prinz eine namhafte Collecte milder Spenden zusammenbrachte, damit sie durch Zinsen sich mehre, indeß Die, für die sie gesammelt worden, am Zehrfieber hinschwanden. Das ist die Region des berüchtigten Hungertyphus! Glücklich Die, die auch noch Spitzenklöppeln oder Strohflechten kennen. Geht dann das Eine nicht, so geht doch das Andere. Und geht keines von beiden — und es gibt Zeiten, wo keine Arbeit anzubringen ist — oder sind der Mäuler mehr im Haus, als der kümmerliche Erwerb zu sättigen — nein, nicht immer! oft genug blos vor dem Hungertode zu bewahren vermag, nun so muß Eins oder das Andere hinaus in die Welt und sehen, wie es unter einem glücklichern Himmelsstriche sich forthelfen mag. Ganze Familien wandern oft so aus, um sich auf Gottes liebem Erdboden zu zerstreuen, und ihre Hütten werden von Andern bezogen, denen es darin um kein Haarbreit besser geht, oder gerathen

in Verfall. Der Eine sucht sein Fortkommen in einer Fabrik, der Andere in irgendeinem Dienst, die Dritten greifen zur Harfe, zur Geige zur Clarinette und zum Waldhorn und ziehen

Auf dem Rücken Harf' und Fiedel,
In der Kehl' ein Dutzend Liedel
In die weite Welt hinaus,
Spielen auf vor jedem Haus,
Schau'n, wie sich's mit lust'gem Singen
Durch die traur'ge Welt läßt bringen.

Ja selbst ganze Ortschaften sind so jahraus, jahrein auf der Wanderschaft.

Oede siehst am Felsensaum
Ueber Ficht' und Buchenspitzen
Du ein Dutzend Hütten sitzen,
Vor dem Einsturz sicher kaum.

Aufgehn ward kein Rauch geschaut
Manches Jahr aus diesen Essen,
Selbst die Schwalbe hat vergessen,
Daß sie hier ein Nest gebaut.

Schwalben gleich, wenn Herbstesroth
Kündet an des Winters Schauer,
Sind, die hier gewohnt, in Trauer
Fortgezogen vor der Noth.

Schwalben gleich von Land zu Land
Streifen sie mit ihrem Sange,
Suchen Körnlein zwitschernd bange
An entlegnem, fremdem Strand.

Manche Schwalb' sank schwingenlahm
Wol schon hin auf ihrem Zuge,
Mancher wird im weiten Fluge
Brechen noch das Herz in Gram.

Ob die wen'gen, die einmal
Heimwärts trägt die Schwinge wieder,
Sich zur Ruh hier lassen nieder
Unter mild'rem Sonnenstrahl? . . .

Oede siehst am Felsensaum
Ueber Ficht' und Buchenspitzen
Du das Dutzend Hütten sitzen,
Vor dem Einsturz sicher kaum!

Doch wenden wir uns Freundlicherm zu! So drückend einerseits auf den Höhen der unser Thalsystem umgebenden Gebirge die Noth, so mannichfaltig sind andererseits über dasselbe die Elemente eines vielseitigen industriellen Betriebes ausgesäet, und tragen dazu bei, die aus den Differenzen der Bodenbeschaffenheit erwachsenden, oft genug grellen Contraste einigermaßen zu mäßigen.

Vor allem die montanistischen Betriebe beschäftigen Tausende von Händen und durch sie haben Tausende von Familien ihr tägliches Brot; freilich keines der leichterworbensten, immerhin aber ein ziemlich gesichertes. Manche unter den Metallgruben sind allerdings gegen früher etwas zurück, wol auch gänzlich eingegangen. Dafür hat das Bedürfniß der Zeit und der Geist des modernen Verkehrs in dem mächtigen Kohlenboden neue Gruben geöffnet, die für die arbeitsuchenden Gebirgsbewohner auf Jahrhunderte hinaus eine unerschöpfliche Quelle des Erwerbs zu werden verheißen. Die Kohle muß gefördert, sie muß sortirt, sie muß verladen, sie muß verführt werden. Alles Das bedarf ausreichender Arbeitskräfte. Je vervollständigter das Netz der Eisenbahnen, die mit unsern Kohlenlagern communiciren, desto größer wird sich der Bedarf an Kohlen gestalten, desto mehr Leute werden in den Gruben dauernden Erwerb finden. Jetzt schon verbrauchen die Bahnen

allein Millionen von Centnern dieses Brennmaterials, das die Natur ganz geflissentlich für ein Zeitalter aufbewahrt zu haben scheint, wo der Wald dem Bedürfnisse an Brennstoff nicht mehr Genüge zu leisten vermag. Bald wird die Bahn dazu dienen, ebenso große Quantitäten dem täglichen Hausbedarfe in jene Gegenden zuzuführen, die der Kohle ermangeln. Alles Das, wie gesagt, sichert die Zukunft der Erzgebirgsbewohner sowol unmittelbar als mittelbar auf Jahrhunderte hinaus. Was dann? Nun, dafür wollen wir den ordnenden Geist in der Natur sorgen lassen, der, wenn einmal die mächtigen Kohlenflötze erschöpft sind, gewiß irgendein nicht minder treffliches Auskunftsmittel zur Hand haben wird, wovon wir freilich uns jetzt noch nichts träumen lassen. Vorderhand gibt es noch mancherlei andere Industriezweige, der Hausindustrie wie der fabriksmäßigen, die sowol unsern Erzgebirglern als den übrigen unbemittelten Bewohnern unsers Thalsystems einigen Erwerb zuführen. Kaum gibt es ein Städtchen im ganzen Gebirge, das nicht von einem oder dem andern solcher Zweige, oft auch von mehren zugleich, einen großen Theil seiner Brotfrüchte pflückt. In Tausenden von Hütten wird gesponnen, gespuhlt, gewoben und geklöppelt auf eigene Faust und eigene Rechnung. Die fertige Waare wird dem Händler überbracht und Material zu neuer Arbeit wieder heimgeholt. Was da abfällt, ist freilich oft erstaunlich wenig.

Ein Vöglein, das die Luft durchschifft,
Trägt mehr nach seinem Neste heim,
Zu denken nicht auf blum'ger Trift
Der Bien' mit ihrem Honigseim!

Ganze Ortschaften, wie nur beispielsweise Wildstein, Asch, Sebastiansberg, Gottesgab kann man oft durchwandern, ohne etwas zu hören als das Rasseln des Webstuhls, das Sausen

der Spuhlen und hagelwetterähnliches Spitzengeklöppel. Aber auch in zahlreichen größern, fabriksmäßigen Etablissements wird dies Alles betrieben. In einem andern Städtchen schwirrt und schmettert es vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht hinein wie in einem großen Orchesterdurcheinander, das im Stimmen begriffen ist — die halbe Bevölkerung befaßt sich mit dem Verfertigen musikalischer Instrumente. Noch in andern zwingt die sausende Drehbank den grünen Serpentinstein, die Formen allerhand nützlicher oder phantastischer Dinge anzunehmen. Dort oben zwischen Buchen und Kiefern fabricirt eine ganze Ortschaft eiserne Löffel, hier unten — Schnupftabackdosen. Anderwärts erheben sich die schlanken Rauchfänge betriebsamer Porzellanfabriken, z. B. bei Ellbogen, Schlaggenwald, Chodau, in denen aus feiner Erde die verschiedensten Gegenstände des Bedarfs und des Luxus geformt, gemalt und gebrannt werden. Mindere Thonsorten endlich werden zu Millionen von Krügen verarbeitet, die der Versendung der verschiedenen Mineralwässer dienen, die einen ganz eigenthümlichen und vorzüglichen Reichthum unsers Gebiets ausmachen.

Unzählige Quellen solcher Wässer entspringen dem Boden, dieses letztern, bedingt durch die eigenthümliche Natur seines Grundes wie der Gebirgsarten, die es durchziehen und umgrenzen.

Vielleicht der größte Theil dieser Quellen rieselt noch unentdeckt in der Tiefe der Moor- und Braunkohlenlager fort, um erst zutage zu kommen, wenn einmal zufällig oder absichtlich der Spaten an sie herangedrungen sein und sie zutage gefördert haben wird. Ein großer Theil liegt offen, aber unbeachtet da, theils weil noch nicht gehörig geprüft und erkannt, theils wol auch weil man, im Besitze eines ganzen Schatzes viel trefflicherer Quellen, die mindern eben nicht beachten zu müssen glaubt. In dem kleinen Egerländchen allein zählt man bei 60 solcher zutage liegenden „Saalinge“ (Säuerlinge), die sich hier fast

in der Nähe eines jedes Dorfes, in Waldgründen, auf Wiesen und Moorböden zerstreut finden.

Nur eine verhältnißmäßig sehr kleine Anzahl hat, von der Empirie an sie herangeführt, die Wissenschaft bisher in den Kreis ihrer Forschungen, die Heilkunde in den ihrer Anwendung gezogen. Doch sind dies fast durchgehends Specialitäten in ihrer Art, zum Theil bisjetzt auf unserer Erde ohne zweites Beispiel bestehend. Es zählen zu ihnen im Norden unsers Gebiets die seit Jahrhunderten bekannten Warmquellen von Teplitz und in der Entferung weniger Stunden von diesen die Wässer von Bilin und Saidschitz; südlicher, dem nordwestlichen Mittelgebirge angehörig, die altberühmten Quellen von Karlsbad; südlich von diesem und demselben Gebirge eigen, die Quellen Marienbads; in der nordwestlichen Ecke Böhmens endlich, im Egerlande und den Moorgründen des Egerthals aufquillend, jene Franzensbads. Nähere Mittheilungen über sie wollen wir bald an Ort und Stelle zu finden trachten!

II.

Franzensbad und das Egerland.

1.

Die Communication. — Physiognomie des Egerlandes. — Geschichtliches über Franzensbad. — Dr. Adler.

Dem Reisenden, der das Quellengebiet der Böhmischen Bäder zu besuchen gedenkt, stellt sich eine vielfache, aus allen Weltgegenden zusammenstrahlende Straßenverbindung zur Verfügung. Das riesige Eisenbahnnetz des Continents vor allem berührt es theils mit seinen Neben=, theils mit seinen Hauptlinien von allen Seiten; so zunächst durch Vermittelung der Bairischen Staatsbahn, der Sächsisch=Bairischen, der Riesa=Chemnitzer und der Sächsisch=Böhmischen Bahn mit sämmtlichen Eisenbahnen Süd= und Norddeutschlands; durch Vermittelung der österreichischen nördlichen Staatsbahn mit sämmtlichen Bahnen Oesterreichs. Hof, Plauen, Werdau, Außig und Prag sind die Anhaltepunkte, von denen ein ununterbrochener Postdienst und zahlreiche Privatgelegenheiten dem Reisenden weiter zugebote stehen. Die projectirte böhmische Westbahn über Pilsen an die bairische Grenze wird

diese allseitige Schienenverbindung vollends ergänzen. Mit der unmittelbaren Nachbarschaft vermitteln mehrfache Post- und Landstraßen die Communication, so z. B. mit der Oberpfalz, mit dem westlichen Böhmen, mit Sachsen. Eine Längenstraße im Innern des Gebiets sorgt für die Verbindung der einzelnen Orte desselben untereinander.

Wir für unsern Theil wählen Plauen zu unserm Ausgangspunkte. Ein Morgenzug hat uns von Leipzig dahingebracht. Ein Lohnkutscher, mit dem wir leicht einig werden, oder, wenn wir es vorziehen, die Post, führen uns sogleich weiter. Das Elsterthal entlang erreichen wir bald Adorf, die letzte sächsische Station, und in sanften Windungen geht es nun durch die harzigathmenden Waldstrecken gegen den Scheitel des Erzgebirges hinan.

Der letzte Ort, durch den wir auf außerösterreichischem Boden kommen, ist Schönberg im sächsischen Voigtlande. In dem schattigen Gärtchen vor einem der Häuser bemerken wir eine Gesellschaft junger Damen und Herren: Curgäste aus dem nicht mehr fernen Franzensbade, die in der Frische der Bergluft hier den warmen Sommernachmittag zubringen und nebenbei sich die Ueberzeugung holen, ob die bekannte Qualification des sächsischen Kaffees wirklich auf unleugbarer Thatsache beruhe, oder nur von der Posaune des blassen Neides in die Welt gestoßen sei. Wir wünschen ihnen eine angenehme Enttäuschung!

Während ihnen diese, wir hoffen es wenigstens, geworden sein wird, haben wir Voitersreuth, den ersten österreichischen Ort erreicht. Bald liegt es hinter uns, und lustig trabt unser Gespann die waldumsäumte Straße entlang ins Egerland hinab. Noch fahren wir hoch genug, um dieses übersehen zu können, und gern lassen wir unsere Blicke das kleine, freundliche Land durchstreifen.

Auf nichts was uns besonders fesseln könnte, stößt unser Auge, und doch können wir der ganzen Gegend etwas Eigenthümliches, schwer zu Bezeichnendes nicht absprechen. Vieles trägt dazu bei, diesen eigenthümlichen Charakter zu erzeugen: Natur, Cultur, Geschichte, Volk, Sitten und Leben. Gegen Westen von den baireuthischen und oberpfälzischen Bergen, gegen Süden und Osten vom Mittelgebirge, gegen Norden endlich — unsern Standpunkt — von dem Südwestende des Erzgebirges umschlossen, liegt es vor uns, eine stille, von Ortschaften übersäete Hochebene, durchschlängelt von dem schimmernden Bande der Eger mit ihren zahlreichen Nebenflüßchen, bedeckt von Saatfeldern, Moorgründen, Wiesen und Teichen. Wälder sind selten und erheben sich nur am Saum des Hochlands nach den Höhen zu. Zu unserer Rechten und Linken im Norden bestehen diese aus Granit, der an einzelnen Stellen von Gneis überlagert erscheint. Der hohe Kappelberg, an dem wir bei Schönberg vorüberkamen, ist eine solche Gneisauflagerung auf den Granit. Eine interessante Höhe erhebt ihre abgerundete Kuppel westlich neben uns hinter den dunkeln seeberger Wäldern. Es ist der Plattenberg nahe an der Grenze des baireuthischen Landes, eine mächtige, von unterliegendem Granit getragene Basaltkuppe. Das Gebirge im Osten, bis gegen Maria-Kulm — nebenbei gesagt dem classischen Schauplatz der bekannten Historie der „Räuber von Maria-Kulm" — besteht zu seinem größten Theile aus Glimmerschiefer; jenes hingegen, durch das wir zwischen diesem letzten Orte und Königsberg die Eger ihren Durchgang nehmen sehen, und das sich von da weiter gegen Süden bis an den wälderdunkeln Horizont erstreckt, aus Sandstein und Thonschiefer. Aus diesem letztern bestehen auch die Berge im Süden, deren höchster, der St.-Annaberg, sich 1839 Fuß über den Meeresspiegel erhebt, und an deren

Fuß die Thurmspitzen der alten Stadt Eger unser Rundbild abschließen. Der ebene, nur hier und da etwas wellig sich erhebende Boden, der diese Bergumwallung einschließt, besteht durchweg aus Tertiär- und Alluvialgebilden, mineralischen sowol als vegetabilischen Ursprungs: Kohle und Kalkmergel, Sand- und Thonschichten, Rückständen ausgedehnter und wiederholter Erd- und Urwaldbrände und mächtigen Moorlagern.

Man braucht eben kein sehr geübter Geolog zu sein, um bei dieser ihrer Construction in der ganzen Landschaft das entwässerte Becken eines ehemaligen Hochsees zu erkennen, der das Gebirge bei Maria-Kulm durchspült, und im Bette der Eger seinen Abfluß genommen. Wir werden übrigens Gelegenheit haben, auch noch andere Gründe für diese Annahme kennen zu lernen!

Einen eigenen, fast möchten wir sagen achtunggebietenden Eindruck macht der Anblick der Aecker, die sich zu beiden Seiten unsers Wegs hindehnen. Der Boden des Egerlandes mag ursprünglich eben nicht der beste sein. Doch finden wir Felder und Wiesen wohlbestellt, den Viehschlag besonders trefflich. Es ist dies ein glänzender Beweis dafür, was Fleiß und Ausdauer selbst aus minder guter Scholle zu schaffen vermögen, wenn drückende Feudalverhältnisse die Lust an der Arbeit nicht verbittern. Der größte Theil des urbaren Grundes und Bodens im Egerlande ist in den Händen des Bauern. Größern adeligen Grundbesitz gibt es nur wenig. Die kleinern, im Egerlande zerstreuten Edelgüter hat der Landmann bereits vor Jahrhunderten käuflich an sich gebracht, und zu einer Zeit, da die Frohne noch überall in vollster Blüte stand, sich von aller Giebigkeit und Servitut losgezahlt. Mancher Rittername ist seit der Zeit verschollen. Die Nachkommen jener egerländischen Urväter der modernen „Grundentlastungscommissionen" aber bilden noch heutzutage ein ge-

sundes, kräftiges, männliches Geschlecht von Landwirthen, das nicht ohne Stolz auf seine ehrenwerthen Ahnen zurückschaut.

Um so auffallender muß uns weit umher der Mangel an fast aller Baumcultur erscheinen. Nicht nur die Felder und die Feldwege, selbst die Ortschaften sind fast baumleer. Kaum daß hier und da ein wilder Birnbaum sein wirres Geäste in die blaue, lautere Luft emporhebt. Ein alter egerer Landmann, den wir gelegentlich vor einigen Jahren deshalb befragten, meinte, das sei nun einmal schon so von altersher. Die Egerländer könnten die Bäume nicht wohl leiden. Sie meinen, der theure, mit unsäglichem Aufwand von Mühe emporgebrachte Boden sei zu etwas Anderm gut als zu Vogelbeer- und Pflaumenbäumen, darin das schlimme, felderverwüstende Volk der Vögel seine Nester aufschlage. Daher gebe es auch im Egerlande wenig und nur schlechtes Obst. Daß Obstbäume im Boden nicht fortkommen könnten, meinte er nicht; der Boden sei am Ende wie der Mensch und lasse sich zu Allem anhalten. Er selbst besitze ein ganz vortreffliches Obstgärtchen und hoffe, seine Landsleute werden nach Jahren gleichfalls baumfreundlicher geworden sein. Jahre sind nun allerdings seitdem verflossen, allein mit der Baumfreundlichkeit finden wir es nicht sehr vorwärtsgekommen.

Indessen gilt auch hier: keine Regel ohne Ausnahme! Gleich zu unserer Rechten macht sich uns eine freundliche Baumanlage bemerkbar, die Stöckermühle, ein Lieblingsausflug der franzensbader Curgäste, und noch etwas weiter zur Linken, nachdem wir Oberlohma passirt, ist auf einem Hügel hart an der Straße ein bescheidenes Gärtchen im Werden begriffen, die primitive Schöpfung eines industriösen Bauersmanns, der hier in Kaffee speculirt. Endlich auch grünt uns der Anblick einer ausgedehntern Baumwelt entgegen. Rothe Dächer schimmern daraus hervor — kleine Gruppen von Spaziergängern begegnen uns und blicken prüfend, vielleicht

Bekannte erwartend, in unsern Wagen — eine bescheidene Musik klingt an unser Ohr — es ist Franzensbad, das wir erreicht haben.

Wir nehmen unsere Wohnung — wo wir eine finden. In frühern Jahren hielt das in Franzensbad, insbesondere auf der Höhe der Saison, etwas schwer. Der neue Ankömmling mußte sich nicht selten glücklich preisen, in irgendeinem bescheidensten Raume eine Lagerstätte eingeräumt zu erhalten, darauf er vorläufig sein müdes Haupt zur Ruhe bringen konnte. Dunkle Märchen gehen noch um von sehr achtbaren Personen, die noch vor wenigen Jahren ihre erste Nacht in diesem Badeorte unter dem unmittelbarsten Dache hatten zubringen müssen, wenn sie es nicht vorzogen, in einem der benachbarten Dörfer oder in dem etwas entferntern Eger eine provisorische Unterkunft zu suchen. Indeß ist das vorüber. Genügende Neubauten haben dafür gesorgt, daß der Ankommende dergleichen Verlegenheiten nicht mehr ausgesetzt sei. Der Eindruck übrigens, den der Ort macht, ist mehr ein friedlicher als blendender. Die Straßen sind sämmtlich geradlinig, luftig, frei, die Häuser solid, nicht gedrängt, nicht zu hoch, leicht übersichtlich. Wo immer das Auge hinblickt, alles sauber, nett und von wohnlichem Ansehen.

Der Ruf der Heilquellen von Franzensbad, dessen Gründung in das Jahr 1793 fällt, ist ein viel älterer als es selbst. Dr. Reudenius, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts in „Keyser Carols-Badt" prakticirte, ereifert sich in einer (1618) von ihm herausgegebenen Badeschrift darüber, daß man die Ansicht zu verbreiten suche, als sei der schladaer „Sewerling" — die heutige Hauptquelle Franzensbads — jenem Bade vorzuziehen, weil er „newlich erfunden", folglich noch frisch und kräftig sei, während jenes „wegen seiner älte abnimmbt", und weist mit Nachdruck darauf hin, daß dieser „Sewerling" gleichfalls bereits alt sei: „ist die Stadt Eger

weit vor 600 Jahren gebawet gewesen . . . . ist derwegen vermuthlich, daz der Schlederseweriing auch zur selben Zeit erfunden, und vom gemeinen Volke zum Trinken gebraucht worden." Doch datirt die älteste Kunde, die wir über die Quellen des egerer Landes besitzen, nur um etwas mehr als 100 Jahre vor den genannten Doctor zurück und betrifft übrigens nicht den schleder, sondern den dirschnitzer „Sewerling", von welchem die Chronisten zum Jahre 1502 anmerken, daß er vom Volke muthwilligerweise verunreinigt und sodann verlassen worden sei.

Von einem andern Brunnen spricht Kaspar Brusch (1542) in seiner Beschreibung des „Vichtelberges": „Unter den Haupt-Thoren" — der Stadt Eger nämlich — „ist eins, wirt das Bruckthor genannt, denn do ist ein hultzene Bruck vbr die Eger geschlossen. Vor diesem Thor ist nit weit von d'statt ein edler und vast berumpter Brunn, hat sawerwasser, wird derhalben auch der Severling genennet, dises wasser ist ser gesundt vnn lustig zu trincken, wird auch im Summer von dem jungen Volck, knaben und jungfrawen teglich hauffen weis in krieglein in die statt getragen." Welcher aber der „vnzeligen nit allein sußen sunder auch sawerbrunnen", die „dises landlin von d'statt Eger an bis in's warmbad" enthielt, damit gemeint sei, dürfte etwas schwer zu ermitteln sein.

Die Aufmerksamkeit der Aerzte auf den Quellenreichthum des Egerlandes scheint jedoch zuerst durch die Schriften des joachimsthaler Arztes Georg Agricola, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebte, angeregt worden zu sein. In einer Abhandlung „über Das, was der Erde entströmt", hebt er diesen Reichthum hervor und bezeichnet besonders einen Brunnen nächst Eger als den „furiosen", weil er mit donnerndem Getöse der Erde entsprudle, sowie einen zweiten sauern, der sich beinahe in der Vorstadt Egers selbst befinde,

offenbar den von Brusch beschriebenen. Auf diesen Vorstadt-Sauerbrunnen beziehen sich auch die sämmtlichen weitern Angaben, die außerdem noch aus dem 16. Jahrhundert vorliegen, und es ist außer Zweifel, daß er seiner Heilkräftigkeit wegen eines gewissen Rufes genoß. Konrad Geßner (1553) und Andreas Baccius (1571) z. B. erwähnen seiner in ihren balneologischen Schriften; Günther von Andernach, der berühmte Arzt und Gelehrte (1565), widmet ihm ein besonderes Capitel. Martin Rutland aus Freisingen, des Pfalzgrafen Ludwig Philipp Leibmedicus, Stadtarzt Johannes Göbel zu Annaberg in Sachsen und Leonhard Thurneysser, Leibarzt des Kurfürsten Johann Georg zu Brandenburg erwähnen specieller Krankheitsfälle, in denen er sich heilsam erwiesen. Theodor von Bergzabern endlich (1584) beschreibt ihn in seinem „Wasserschatz" ausführlich.

Wie und warum der Vorstadtbrunnen in Vergessenheit gerathen, darüber liegt nichts vor. Thatsache ist nur, daß es die egerer Stadtärzte des 17. Jahrhunderts waren, welche die von Eger entfernter, bei dem Dorfe Schlada — dem Nachbardorfe des heutigen Curorts Franzensbad — entspringende Sauerquelle in Aufnahme brachten. Dr. Rubinger (1602) war der Erste, der über sie schrieb und sie aus langjähriger Erfahrung empfahl. Sie muß also neben dem Vorstadtbrunnen auch schon früher im Gebrauch gewesen sein. Ihm folgten die Stadtärzte Dr. Macasius (1613), Dr. Hornigk (1614 und 1617), Dr. Mayer (1637) u. s. w. Macasius beschreibt nebenbei die Lage dieser Quelle so genau, daß über ihre Identität mit der heutigen Franzensquelle kein Zweifel obwalten kann: „Wenn man geht zum Brückthor hinaus durch die Vorstadt aufs Feld gegen Mitternacht, fast eine kleine halbe Meil" (Franzensbad ist von Eger etwa 50 Minuten entfernt) „ein wenig über dem Dorf Schlaida, dessen Erd-

boden herum sumpfigt, zween Schritt vom gemeinen Fahrweg, gegen der lincken Hand, in ausgehauenen Werckstücken, sihet man einen Brunnquell, gantz klar, durchsichtig und cristallin, thut über sich gleichsam sieden, mit aufsteigendem Schaum und Bläslein . . ." Zugleich bezeichnet er diesen „Brunnquell" als ein uraltes Volksmittel, dessen sich die Leute der Gegend gegen allerlei Gebrechen, „vielleicht von ihren Voreltern also unterrichtet", bedienen, und nennt ihn den gebräuchlichsten und „jetzt für am nützlichsten" gehaltenen.

Zu seiner und seiner beiden Nachfolger Zeit schon kommen Fremde nach Eger, um die Cur zu gebrauchen. So erwähnt der Rathsprotokollist Kaspar Wolfgang Markl in seiner „Egerer Stadt- und Landchronica", daß im Jahre 1615 sich mehre vornehme Curgäste in Eger aufgehalten, darunter der päpstliche Nuntius, Placidus de Marra; der egerische Chronist, Jeremias Kriegelstein, daß im Jahre 1628 mehre gräfliche und fürstliche Familien da zur Cur gewesen, darunter eine Prinzessin von Sachsen-Koburg, und im Jahre darauf Sigismund III. von Polen mit seiner Familie. Dr. Mayer in seiner, dem Fürsten Christian von Anhalt-Bernburg und -Zerbst gewidmeten Beschreibung des Brunnens (1637) motivirt diese Dedication mit der mehrmaligen Anwesenheit dieses Fürsten zu Eger, und rühmt, daß sich jährlich zahlreiche Franken, Rheinländer, Oesterreicher, Ungarn, Sachsen, Meißener, Preußen und Polen zu gleichem Zwecke daselbst einfänden. Ihre Unterkunft suchten diese Gäste theils in Eger, theils in dem Dorfe Schlada, theils selbst jenseit der Grenze in Schönberg, und fuhren entweder täglich an den Brunnen oder ließen sich das Wasser in sogenannten Waldenburger Krügen nach der Stadt bringen.

Von wesentlichem Einflusse auf das Emporkommen der schladaer Quelle war unstreitig die damals schon bedeutende

Frequenz des nahen Karlsbad, nach dessen Gebrauche sich zahlreiche Gäste „zur Nachcur" an sie begaben. Möglich auch, daß mancher Curgast, der seinen ärztlichen Geleitschein für Karlsbad hatte, sich unterwegs anders bereden ließ und sich nach Eger wandte, wie Dergleichen wol auch heute vorkommt. Es hat dies sogar zu mancherlei Eifersucht und Fehde zwischen den karlsbader und egerer Aerzten geführt. Wenigstens gibt sich Dr. Reudenius in seiner Schrift alle mögliche Mühe zu beweisen, daß die von vielen Seiten behauptete Vorzüglichkeit des „gemeldten Sewerlings" vor dem Karlsbade eine pure Anmaßung sei, worüber wieder seinerseits der Dr. Georgius Leisner in Plauen, der von den egerer Curgästen zu Consultationen berufen zu werden pflegte, sich so höchlich entrüstet, daß er alle Courtoisie beiseite setzend geradezu ausruft: „Wo seine (des Dr. Reudenius nämlich) rationes hinzielen, kann ein Unpartheiischer und Vernünftiger leicht ohne Brille sehen, greifen und abnehmen!" Indeß wußten Beide ihren Zweikampf nicht besser zu schließen, als indem Reudenius für sein Theil der Meinung war: „man wende übrigens die Sache wie man wolle, so würde es doch bei dem alten Reim bleiben:

Der Sewerling vnd das Warmbad
Sind Eines Nutz, des Andern Schad!"

und Dr. Leisner die ganze Angelegenheit Gott in die Schuhe schob, von dessen Gnade ja beide Mittel wirken, und deshalb „gar wohl nebeneinander stehen und Eines dem Andern hilfreiche Hand biethen kann" — welcher Meinung, nebenbei gesagt, auch wir sind.

Nicht ohne Einfluß blieb es ferner, daß der leipziger Arzt und Professor Dr. Christian Lange (1651), der dieser Quelle zuerst den dauernden Namen „Egerquelle" beilegte, sie zum Ge-

genstande einer eingehenden Dissertation machte. Versendung und Ruf mehrten sich zusehends. Die gefüllten und mit dem Siegel des Magistrats und des Stadtdoctors De Bois versehenen Krüge wanderten nach Prag, Wien, Sachsen, Baiern und selbst nach Polen. Kaiser Leopold I. in Gesellschaft des Kurprinzen Moritz von Brandenburg und des Herzogs Christian von Halle (1673) besuchte die Quelle während seines kurzen Aufenthalts in Eger, als er seine Armee zur Unterstützung Hollands nach Westfalen sandte. An sonstigen vornehmen Gästen fehlte es auch nicht, wol aber immer noch selbst an der nothdürftigsten Unterkunft. Die Quelle lag unbedeckt und ungefaßt mitten im Sumpfe. Wer an sie heranwollte, mußte durch diesen letztern bis an die Knöchel waten. Die Stadt Eger, auf deren Grund und Boden sie lag, begnügte sich mit dem Gewinne, den ihr die Versendung, und ihren Bürgerhäusern allenfalls die Unterbringung der Gäste brachte. Alles, wozu sie sich entschließen mochte, war, daß sie 1661 eine Art Füllhaus und gegen das Ende des 17. Jahrhunderts auch noch ein dürftiges Gasthaus mit einigen Wohnstuben und Badekammern errichten ließ.

Aber fast noch das ganze 18. Jahrhundert hindurch sollte es so bleiben, ungeachtet der sehr gelehrte breslauer Arzt und königlich polnische Leibmedicus Johann Christoph Ettner (1701), dankbar für die ihm an dieser Quelle gewordene Erlösung von seinem Podagra, Eger in seinen besondern Schutz nahm und sogar dem wohllöblichen Stadtrath und der Bürgerschaft durch die Dedication einer gründlichen Beschreibung der Quelle schmeichelte, Friedrich Hoffmann, zu seiner Zeit die erste medicinische Autorität Deutschlands (1742), sie in den Kreis seiner ausgedehnten Praxis zog, die Königin von Polen (1716) und der große Friedrich (1748) durch den Gebrauch derselben von langwierigen Leiden genasen, und Aerzte wie

Starkmann (1750), Tralles (1756) und Zückert (1768) sie den vorzüglichsten bekannten Mineralwässern an die Seite setzten. Manches freilich lag auch an den kriegerischen Zeitläufen, der Hauptübelstand aber in der beschränkten Auffassung der Sache von Seiten des egerer Bürgerthums. Man ließ sich all den Weihrauch und all das Einkommen wohl gefallen. Zu einer Auslage aber, zur Bestreitung von Einrichtungen, die sich erst in der Zukunft rentiren würden, mochte Niemand die Hand bieten. Die guten Räthe und Bürger sahen aber nur über ihren Zaun und keinen Schritt weiter. Erst dem Ende des Jahrhunderts war es vorbehalten, dem von Jahr zu Jahr wachsendern Bedürfnisse nach zweckmäßigen Anstalten abzuhelfen.

Dr. Bernhard Adler, ein geborener Egerer, hatte im Jahre 1782 — in demselben Jahre, in welchem auch Kaiser Joseph II. auf Anrathen seines Leibarztes, des Barons Störk, die Egerquelle getrunken — in Wien promovirt. Zum Stoffe seiner Dissertation hatte er, wie man glaubt, veranlaßt durch die misliebigen Urtheile einiger wiener Aerzte, seine Heimatquelle gewählt. Ihr auch wandte er, 1785 zum egerer Stadtarzt ernannt, fortan die ganze Thätigkeit seines Lebens zu. Doch vermochte er seine Plane weder so leicht noch so rasch durchzuführen, als sein Eifer ihn drängte. Erst 1789, nachdem im Jahre 1785 Gren zu Halle die erste gründliche Analyse des Brunnens geliefert, vermochte er eine erste Ueberdachung desselben zu erzielen. Das sollte noch hingehen. Als er aber so weit ging, die Quelle auch zu umzäunen und durch zwei Thüren zu verschließen, damit die jungen egerländischen Damen — wie sie dies von altersher wahrscheinlich gleichfalls überkommen — mit ihren schmuzigen Beinen und Krügen nicht mehr hineinlangen, sondern ihr Wasser an eingesetzten Röhren holen sollten, fand die wohllöbliche Bürgerschaft bei

den Behörden gegen dieses frevelhafte Beginnen des neuerungssüchtigen Stadtdoctors so gewichtige unterthänigste Vorstellungen anzubringen, daß ihr jede weitere desfallsige Beschwerde förmlich untersagt werden mußte. Als er sich vollends daran wagte, dem alten „Wüthenden“ an den Leib zu gehen, war das Maß der Geduld erschöpft. Erst das Verbot, die schmuzigen Krüge in die Quelle zu tauchen, und nun auch noch die Götter der Unterwelt empört, was nach dem Ermessen wohlangesehener Bürgerschaft offenbar nur den Ruin der Quelle bezwecken konnte — darauf gab es keine andere Antwort als wieder Empörung. Wie Driburg im Jahre 1784 seine Julitage *), ganz aus derselben Veranlassung wollte Eger im Jahre 1791 seine Augustrevolution haben. In drei Colonnen und zu drei Thoren ziehen die Weiber am 18. Aug. nach Schlada, demoliren Umzäunung, Ueberdachung und Röhrenleitung, und erfüllen heimgekehrt die Stadt mit siegestrunkenem Jubel. Der Doctor darf sich ohne Begleitung des Stadtbüttels nicht auf die Straße wagen, wenn er nicht der Lynchjustiz der Entrüsteten verfallen will. Man stört ihn Nachts aus seinem Bette, um ihn auf die Straße zu locken, und ihn hier höchst wahrscheinlich dem Schicksal Jesabel's zu überliefern, und nur seine Vorsicht bewahrt ihn davor. Endlich aber geht auch ihm die Geduld zu Ende. Am 6. Sept. 1791 sollte Kaiser Leopold II. in Prag gekrönt werden. Der egerer Doctor nimmt den Moment wahr, stellt sich dem Kaiser und diesem den ganzen Hergang des egerer Wasserkriegs vor.

*) „Am 30. Juli 1784, als das Brunnenhaus, um es vor Verunreinigung zu schützen, zum ersten male Abends geschlossen wurde, zogen die Einwohner unter Geläute der Sturmglocken tumultuirend hinaus und demolirten die desfalls getroffenen Vorkehrungen.“ Dr. Ficker im „Driburger Taschenbuch“ auf 1811.

Das wirkt. Ein Regierungscommissarius mit inquisitorischen Aufträgen macht sich sofort auf den Weg. Der Bürgermeister und die Herren Räthe glauben nichts Besseres thun zu können, als ihm gleich von vornherein mit der Erklärung zu begegnen, wie sie stets, wenn auch nicht immer die besten Mittel dazu gewählt, doch nur das Beste der Quelle beabsichtigt, und wie sie, um diese ihre gute Gesinnung zu bethätigen, sofort bereit seien, in Alles zu willigen, was der Doctor als zweckmäßig für deren Gedeihen erachten würde, ja selbst zur bessern Unterbringung der Fremden jeder daselbst ein Haus bauen wollten. Das Füllhorn der Stadtrenten sollte gleichfalls das Seinige auf den Altar des Poltergottes ausschütten. Im October desselben Jahres noch war die Gründung eines vollständigen Curorts, als einer Colonie Egers beschlossen und zwei Jahre darauf eine vollendete Thatsache. Dieselbe Bürgerschaft, die zwei Jahre zuvor gegen die Neuerungen des Dr. Adler petitionirte, feierte nunmehr das Ereigniß durch ein glänzendes Volksfest, und dieselben Damen, die im August 1791 die erste Bedachung der Egerquelle demolirt hatten, schlangen nun, da diese nach dem regierenden Kaiser den Namen Franzensquelle und die Colonie den Namen Franzensbad angenommen hatte, zur Verherrlichung des Tages ihre vivatdonnernden Reigen. So ist's im Kleinen wie im Großen:

Der Einzelne weicht dem Rath;
Die Masse nur der That!

2.

Klimatisches. — Topographie. — Die Straßen. — Die Quellen. — Der Mineralmoor. — Die Badeanstalten. — Statt der Heilanzeigen.

Ein herrlicher Morgen kündigt sich an. Noch musiciren nur die Vögel in den Baumzweigen, das einzige Begrüßungsständchen, für das in den Bädern noch keine Taxe erhoben wird, und nur erst wenige Curgäste, gehüllt in verschiedene Mantillen, Ueberröcke und Umhängetücher steuern die Straßen herab, zweifelsohne dem ihnen verordneten Brunnen zu. Ihre wärmere Bekleidung darf uns nicht auffallen. Eine dergleichen Vorsicht findet in den klimatischen Verhältnissen mehr oder minder sämmtlicher böhmischer Bäder ihre Rechtfertigung. Es sind dies die eines gewöhnlichen mittlern Hochlandsklimas, in denen sich der den Städten und dem dumpfen Drucke tieferer Flachländer entflohene Leidende ganz besonders wohlfühlt. Allein sie bedingen ebenso nothwendig manchen empfindlich frischen Morgen und manchen kühlen und feuchten Abend, besonders nach Gewittern und atmosphärischen Niederschlägen, die hier nicht selten sind. Die mittlere Temperatur Franzensbads erreicht bei einer Höhe von 1350′ nicht ganz + 6° R., jene Marienbads bei 1932′ etwa + 6° R., jene Karlsbads bei 1180′ etwas über + 5° R., jene von Teplitz bei 675′ etwa + 7½° R.

Wir machen uns sofort daran, erst eine Uebersicht über den Ort und sodann über Das zu gewinnen, was wir in den Schriften der Herren Badeärzte gewöhnlich als „unsere Heilschätze" bezeichnet finden.

Zu einem großen Theile, namentlich in seiner untern südlichen Hälfte liegt Franzensbad nächst am, wol auch im Moorgrund. Weitausgedehnte Moorlager begrenzen es im Osten, Westen und Süden, hier vom Schladabach durch-

schnitten und durch die Hügelung hinter dem gleichnamigen Dorfe unterbrochen, um sich jenseit derselben wieder fortzusetzen, dort einerseits bis gegen Langenbruck und Dirschütz, andererseits bis Siehdichfür und Kammerdorf. Bezeichnend ist der Name „Sieh-dich-für!" für diese sumpfigen Moore, den Schrecken der Viehhüter und eines Jeden, der Nachts von seinem Wege abkommt. Die weitläufigen Baumanlagen, von denen wir Franzensbad nach diesen drei Seiten hin umgeben finden, haben, so schlicht und anspruchslos sie sich ansehen, unsagliche Mühe und einen keineswegs unbedeutenden Geldaufwand gekostet, ehe sie so weit gediehen, als wir sie jetzt finden. Viele Tausend Fuhren Feld- und Gartenerde haben aufgeführt, viele Hundert Baumstämme in den schlammigen Grund gerammt werden müssen, ehe diese Bäume, in deren Schatten es sich jetzt so behaglich rastet, Wurzel fassen, ehe diese Straßen und Sandwege geebnet werden konnten, über die unser Fuß jetzt so sicher hinschreitet. Es hat uns das noch immer an die Steppen Südrußlands erinnert, wo es gleichfalls so unendliche Anstrengung und Geldopfer kostet, um dem baumscheuen Boden eine kleine Baumanlage aufzuzwingen, ohne daß oft Millionen von Rubeln und Tausende von „Seelen" die Hälfte Dessen zu erzielen vermögen, was ungleich geringere Mittel aber um so anhaltendere Umsicht und Ausdauer dem Boden hier zu werden geboten. Sollten wir immerhin auf Manches in Franzensbad stoßen, was wir besser und fortgeschrittener wünschten, ein Blick auf seine Moorlandgärten wird genügen, um uns gerecht sein zu lassen. Günstiger für Baumanlagen ist das im Norden des Orts sich gegen Oberlohma erhebende Land. Hier ist es auch, wo wir ihn durch einen recht dichten und weitläufigen Park — den Hauptspazierort der franzensbader Curgäste — begrenzt finden.

In dieser Park- und Moorumgrenzung bildet Franzensbad

mit seinen blanken, theils bescheiden landbürgerlichen, theils im großstädtischen Stile, theils villenmäßig gehaltenen Häusern ein ziemlich regelmäßiges in der Richtung von Nord nach Süd von fünf breiten, luftigen Straßen durchschnittenes Viereck: der Luisenstraße, Kaiserstraße, Kirchengasse, Neugasse und Morgenzeil, die wieder untereinander mittels mehrer Quergäßchen communiciren, während sich an seine Nordwestecke auch noch zwei andere Straßen anschließen, die Ferdinandsstraße, die nach dem nahen Dorfe Unterlohma führt, und die Karlsstraße an der aus Sachsen kommenden Chaussée.

Die fünf Nord-Südstraßen folgen sämmtlich der Richtung der Mittagslinie. Es ist dies eine von großer Umsicht zeugende Anordnung, die allerdings nur in ebenem Terrain ohne Schwierigkeit ausführbar sein möchte, jedenfalls aber bei der Anlage neuer Orte und Straßen wo immer thunlich Nachahmung finden sollte. Für einen Curort vollends, wo soviel an einer freundlichen, sonnigen Wohnung liegt, finden wir sie ganz unschätzbar. Jedem Hause, jedem Zimmerraume ist sein Antheil an jener Wohlthat gesichert, die unsern Stuben mit dem durchwärmenden, leben- und frohsinntragenden Sonnenstrahle zuströmt, dem einen vor, dem andern nach der Mitte des Tages. Schattige Baumalleen schützen zugleich vor dessen allzu heftigen Einwirkungen.

Die älteste der Straßen, die Krystallisationslinie gleichsam, um die sich nach überwundener Opposition die weitere Colonie ansetzte und die auch wir zum Ausgangspunkte unserer Wanderung wählen, ist die Kaiserstraße. Die ältesten Gebäude des Orts finden wir in ihrem Südende aneinandergereiht. Hier baute der Bürgermeister Limbeck von Lilienau Anno 1794 sein „Deutsches Haus", hier der Stadtdoctor Adler seinen „Schwarzen Adler". In demselben Jahre reihten sich ihnen freundnachbarlich die „Stadt Dresden", die „Oesterreichische

Kaiserkrone", die „Drei Lilien" und das „Egerer Stadthaus" mit dem „Curhause" an. Im folgenden kamen der „Goldene Engel", das „Sächsische Haus" und die „Stadt Leipzig" und bis 1810 auch noch 15 andere Häuser hinzu. Gegenwärtig zählt man deren beiläufig 60 mit über 1000, auf den Empfang der Fremden eingerichteten, theils schlichten und bescheidenen, theils allen Ansprüchen der Eleganz Rechnung tragenden Wohnungen. Noch heute aber gilt die Kaiserstraße für das fashionable Quartier, wiewol ihr in der neuen, von 1849—53 entstandenen Morgenzeile ein gar nicht zu verachtender Rival entstanden.

Das Terrain im Süden von Franzensbad ist sein eigentlicher classischer Boden. Hier finden wir seine Quellen, hier seinen Moor. Zuerst, indem wir aus der Kaiserstraße hervorkommen, treten wir an den ehemaligen „Schleder-Sewerling", die gegenwärtige Franzensquelle. Gründlicher chemisch untersucht wurde sie zuerst von Gren (1785), sodann von Reuß (1793), endlich von Trommsdorff und Berzelius. Sie hat eine constante Temperatur von + 9, 33° R., ihre specifische Schwere wird auf 1,00589 und ihre Ergiebigkeit auf 18 wiener Maß in der Minute angegeben. In 16 Unzen ihres Wassers finden sich bei $42^1/_4$ Gran fester Bestandtheile, darunter 39 Gran Kali- und Natronsalze und 0,2350 Gran Eisenoxydul. An freier Kohlensäure enthält sie in diesem Wasserquantum nahe bei 41 Kubikzoll. An Eisen ist sie die zweitstarke Quelle Franzensbads, dabei an Glaubersalz reicher als die Karlsbader Thermen.

Wenden wir uns von hier, indem wir die an die Franzensquelle anstoßende Colonnade passiren — nebenbei gesagt ein etwas ältliches und für ein Bad bessern Ranges etwas geschmackloses Bretergefüge, das zugleich den franzensbader Bazar in sich schließt —, gegen die Baumanlagen im Westen,

so finden wir unmittelbar zwischen diesen und den Bauplätzen für die Häuser, welche einmal die Luisenstraße bilden — werden, die, von einem Ovaltempel überdachte Luisenquelle. Schon Dr. Adler vermuthete in ihrer Gegend großen Wasserreichthum und hatte die Absicht, diesen zu Badezwecken nutzbar zu machen. Alles was aber damals da zutage lag, war eine, einem Landmanne aus dem nahen Dorfe Unterlohma eigene und nach ihm der „Hauptmann-Saaling" genannte Quelle. Diese gedachte Dr. Adler zu kaufen. Allein der Hauptmann-Hannes, der gar wohl merkte, wie viel dem Doctor an dem Schatze liege, verlangte dafür eine so große Summe, daß dieser nichts Besseres thun konnte, als den „Hauptmann-Saaling" vorderhand still und ungekauft quellen zu lassen. Zu Bädern ließ er unterdessen eine andere, östlich nächst der Franzensquelle ausgegrabene Quelle benutzen, die jedoch im Jahr 1803 wieder verschüttet werden mußte. Im Jahre 1806 endlich kaufte ein egerer Rath, Herr Osmünz, den „Hauptmann-Säuerling" dennoch, jedoch nur, um auch ihn zu verschütten und dafür eine ganz nahe gelegene andere Quelle bloßzulegen, die drei Jahre früher auf seinem Grunde von den Dienern des polnischen Grafen Osolinski entdeckt worden war. Einmal an den Tag gebracht löste ihm die Stadt Eger den Fund ab und setzte die weitern Arbeiten auf ihre Kosten fort. Bald ergab sich aber, daß man es hier nicht mit einer, sondern mit mehren und zwar den mächtigsten Quellen zu thun habe, die zusammen eine so große Menge Wasser ergossen, daß nunmehr unter allen Umständen das Bedürfniß nach Badewasser gedeckt erschien. Die constante Temperatur dieser Quelle beträgt + 9,75° R., ihr specifisches Gewicht 1,00514. In einer Minute gibt sie das außerordentliche Quantum von 356 wiener Maß. An festen Bestandtheilen enthält sie unter allen franzensbader Quellen im Ganzen am wenigsten, etwas

mehr nämlich als 35¾ Gran in 16 Unzen, darunter aber 0,328 Gran Eisenoxydul, folglich mehr als selbst die Franzensquelle, und etwas über 33½ Gran Kali und Natronsalze, überdies 32½ Kubikzoll freie Kohlensäure.

Unter demselben Dache kündet sich auch noch mit ziemlichem Gebrause ein anderer Quell an — der **Kalte Sprudel**, im Jahre 1811 bereits zu Bädern mitbenutzt, seit 1818 aber seiner eigenthümlichen chemischen Beschaffenheit wegen besonders gefaßt. Seine Temperatur ist wie die der Franzensquelle + 9,33° R., sein specifisches Gewicht 1,00588. In einer Minute gibt er 48 Maß. In 16 Unzen enthält er über 44½ Gran fester Bestandtheile, darunter bei 30 Gran Glaubersalz, hingegen nur 0,2000 Gran Eisenoxydul, dabei an freier Kohlensäure bei 39½ Kubikzoll.

Kehren wir von hier durch die Colonnade zur Franzensquelle zurück und wenden wir uns von dieser quer über die Chaussée und an dem Versendungshause vorbei gegen Osten, so gelangen wir, nachdem wir eine ziemlich lange Allee durchschritten, an ein gleichfalls ziemlich langes massives Gebäude, das sich uns, jedoch erst nachdem wir eingetreten, gleichfalls als eine Colonnade präsentirt. Der Stil, in welchem dieses Bauwerk aufgeführt ist, wird von begeisterten Badeschriftstellern gern als ein „erhabener" bezeichnet. Leider aber vermögen wir in ihm nur einen verfehlten zu erkennen. Unbefangene Leute haben oft versichert, der erste Eindruck, den dieses Gebäude auf sie gemacht, sei der einer weitläufigen Remise gewesen. Wollen wir nun gerade das nicht behaupten, so vermögen wir doch nicht zu leugnen, daß es einen erhabenen oder den einer Brunnenwandelbahn auch auf uns keineswegs ausgeübt. Für das Eine ist das Ganze zu gedrückt, für das Andere zu massiv und geschlossen. An den Quellen aber, zu denen wir kommen, um uns zu erfrischen,

zu erheitern und neuauflebender Lebensgeister zu erfreuen, sollte uns wol auch die Kunst in frischen, erheiternden, erfreuenden und belebenden Formen begrüßen. Es ist dies ein Moment, auf das sich die Alten in ihren leichten und freundlichen Quellenbauten sehr wohl verstanden und das unsere moderne Architektonik wol auch mehr beachten sollte. So wenig passend es die Musik findet, an unsern Gesundbrunnen während der Trinkstunden lauter erhabene Choräle und Trauermärsche ertönen zu lassen, ebenso wenig paßt für dieselben der erhabene ernste Baustil. Sowie jene bemüht ist das Gemüth des Genesung Suchenden zu froher Hoffnung zu stimmen, so sollten und könnten es auch unsere verschiedenen Brunnen- und Curgebäude. Daß das Gebäude, in das wir eben eintreten, diesen ethisch sowol wie ästhetisch gerechtfertigten Anfoderungen nicht entspricht, bedauern wir umsomehr, als seine Aufführung in die ganz neueste Zeit — 1845 — fällt, und die egerer Stadtgemeinde, deren Eigenthum es ist, an außerordentlichen Geldopfern es dabei wahrlich nicht hat fehlen lassen. — Uebrigens dürften wir auf unserer Wanderung auch durch die andern böhmischen Bäder noch wiederholt Gelegenheit finden, dieselbe Betrachtung anzustellen. Möge sie jedoch hier für alle folgenden Anlässe ihren Ausdruck gefunden haben. Mit lobenswerthem Beispiel ging bereits Karlsbad voran, das erst unlängst einen nahmhaften Preis für den schönsten Plan zum Ueberbau seines Mühlbrunnens ausschrieb.

An dem Nord- und Südende der erwähnten Colonnade finden sich zwei der vorzüglichsten und eigenthümlichsten Quellen Franzensbads: dort die Salzquelle, hier die Wiesenquelle, jene 1819, diese 1837 entdeckt.

Die Temperatur der Salzquelle ist + 9, 16° R., ihre Giebigkeit gegen 6½ österreichische Maß in der Minute. An festen

Bestandtheilen enthält sie in 16 Unzen gegen $38\frac{1}{2}$ Gran, davon 18 Gran Glaubersalz und 0,160 Gran Eisenoxydul; dabei nahe an 27 Kubikzoll freie Kohlensäure. Sie ist somit nicht nur die am wenigsten wasserreiche, sondern die am wenigsten glaubersalz- und eisenhaltige unter den franzensbader Quellen.

Die Wiesenquelle hat eine Temperatur von + 8, 50° R., ein specifisches Gewicht von 1,00707 und gibt in der Minute 44 Maß. An festen Bestandtheilen enthält sie in 16 Unzen etwas über $46\frac{1}{2}$ Gran, darunter $25\frac{1}{2}$ Gran Glaubersalz, 0,1367 Gran kohlensaures und 0,0452 Gran quellensaures Eisenoxydul. An freier Kohlensäure enthält sie etwas mehr als $30\frac{1}{2}$, an Schwefelwasserstoffgas etwas über $\frac{1}{8}$ Kubikzoll. Sie ist im Ganzen die an festen Bestandtheilen reichste und steht an Glaubersalzgehalt nur dem kalten Sprudel nach. Unterschieden ist sie und die folgende Quelle von den übrigen durch die Anwesenheit des Schwefelwasserstoffgases.

Diese folgende Quelle ist die erst 1849 entdeckte Neuquelle, die wir auf unserm Rückwege durch die gegen die Chaussée hinführenden Anlagen beinahe in der Mitte dieser auffinden. Sie gibt in einer Minute 44 Maß Wasser, enthält in 16 Unzen $41\frac{1}{2}$ Gran fester Stoffe, darunter gegen $23\frac{1}{2}$ Gran Glaubersalz und 0,2532 Gran Eisenoxydul, steht somit in chemischer Hinsicht der Franzensquelle am nächsten, von der sie sich jedoch wesentlich durch einen größern Gehalt an freier Kohlensäure — gegen 51 Kubikzoll — und durch ihren Schwefelwasserstoffgehalt unterscheidet.

Wenige Schritte von dieser Stelle wird unsere Aufmerksamkeit durch ein ganz eigenthümliches Geschäft in Anspruch genommen. Leute mit emporgeschürzten Aermeln, übrigens aber von der Zehe bis zum Scheitel wie ganz geflissentlich in schwarzen Schlamm getaucht, sind damit beschäftigt, aus tiefen, schlammerfüllten Gruben eine schwarze erdige Masse hervor-

zugraben und sie außerhalb derselben zu niedrigen, breiten Hügeln aufzuwerfen, indeß sich Andere damit befassen, von dergleichen ältern Aufwürfen die dunkle Masse abzugraben und in Handkarren nach dem nahen Badehause zu befördern. Wir befinden uns an einer der Stellen, an welchen der moderne Matador des franzensbader Heilapparats, der im vollsten Zuge daran ist, den alten ehrwürdigen „Schleder-Sewerling" an Ruf und Ruhm zu überflügeln — der salinische Mineralmoor aus der Erde gefördert wird.

Die Ausdehnung, in welcher dieser Moor in der Umgebung von Franzensbad vorgefunden wird, haben wir bereits angedeutet. Sie beträgt in der Entfernung der genannten Ortschaften beiläufig eine halbe Meile, und wechselt in der Breite zwischen $^1/_6$ und $^1/_8$ Meile ab. An der Südgrenze des Curorts selbst beträgt sie etwa 50 Klafter. An einzelnen Stellen bis 17 Fuß mächtig, füllt somit dieses eigenthümliche, den alten Egerländern so widerwärtige, ihren heutigen Nachkommen hingegen so kostbare vegetabilisch-mineralische Gebilde ein ganz ansehnliches kleines Längenthal aus, nächst dem Egerflußbette die tiefste Stelle des Egerlandes. Die Entstehungsgeschichte dieses letztern schließt zugleich die des uns vorliegenden Moores in sich. Es ist natürlich, daß, nachdem der große Gebirgssee, der einst das gegenwärtige Hochthal ausfüllte, seinen Abfluß gefunden, der zurückgebliebene schlammige, verschiedene mitfortgeschwemmte Pflanzentheile (Bäume, Aeste, Gräser) führende Bodensatz nach dieser tiefsten Stelle herabzog und sich hier ansammelte. Einmal gesetzt und zur Ruhe gekommen überzog er sich allmälig mit einer reichlichen Vegetation einfacher Sumpfpflanzen, aus deren Verwesungsstoffen sich wieder neue dergleichen Generationen erzeugten und die ganze Fläche mit einer gleichmäßigen grünen Decke bekleideten, mit der sie sich noch heute vor unsern

Blicken, einem weitläufigen Wiesenlande gleich, ausdehnt. Indeß würde, wie es in vielen andern Gegenden geschah, auch diese ungeheure Sumpfmasse ausgetrocknet sein oder sich einfach vertorft haben, wenn dies nicht durch zwei besonders günstige Momente verhindert worden wäre: einmal durch die unterste Grundlage, auf welche die herabgeschwemmten Massen zu liegen kamen, und die aus sandiger, fetter Thonerde besteht, und dann durch den immer erneuten Zufluß von Wasser aus der höhergelegenen Umgebung. Während jene das Tiefersickern der Feuchtigkeit hinderte, ersetzten diese immer frisch, was allenfalls unter dem Einflusse von Sonne und Luft verdunstete. Auf diese Weise in beständiger Berührung mit Wasser erfuhren die erdigen sowol als die pflanzlichen Theile nach und nach eine Reihe von Veränderungen, indem sie zum Theil in ihre ursprünglichen Grundstoffe zerfielen, theils neue Verbindungen eingingen, als deren letztes Product sich jene Masse herausbildete, die wir als Moor bezeichnen. Wahrscheinlich jedoch würde sich der vorliegende Moor durch nichts Besonderes von den Morästen anderer Landstriche auszeichnen, wenn nicht ein drittes Moment hinzugetreten wäre, dem er seine specielle Eigenthümlichkeit verdankt — die unzähligen Mineralwasser- und Kohlensäurequellen, die der Grundlage, auf der er seinen Bildungsproceß durchgemacht, entspringen. Von diesen, freie Kohlensäure und verschiedene, den benachbarten Bergarten entnommene mineralische Stoffe führenden Wässern allenthalben durchdrungen und durchsickert, mußten die sich bildenden Moorschichten auch eigenthümlichen Vorgängen unterzogen und hierdurch die Bildung eines, von der gewöhnlichen Moorformation wesentlich verschiedenen Products eingeleitet werden, als welches wir nun den vorliegenden „Eisenmoor" bezeichnet finden. An einzelnen Stellen dieses Moors war die Zuströmung der freien Kohlensäure

sowol als der specifischen Gewässer andauernd so groß, daß sie entweder gerade zutage drangen, oder doch den Moor fortwährend in einem Zustande von Lockerheit und Weichheit erhielten, der jede Cultur sowie den Schritt jedes Menschen von ihm fernhielt, ihn stellenweise sogar emporhob. Dergleichen Stellen, an welchen die freie Kohlensäure zum Durchbruche kam oder wol auch zeitweise noch jetzt kommt, lassen sich häufig genug auffinden. Daß es wenig Mühe kostet, durch Anbohren des Moorlagers neue Mineralquellen zum Vorschein zu bringen, ist eine oft wiederholte Erfahrung. Ja wir sind überzeugt, daß deren bei fortgesetzter Moorausgrabung noch recht viele an den Tag kommen werden.

Betrachten wir die senkrechte Durchschnittsfläche des Moors, wie sich uns deren Anblick an den Ausgrabungsstellen darbietet, so vermögen wir leicht folgende Schichten zu unterscheiden. Zuerst die oberste Schicht: eine sechs und auch weniger Zoll hohe Lage Humuserde, in welcher nur wenige Familien der einfachsten Gräser, Riedgräser und Moose ihr spärliches Fortkommen finden — oder Abgang aller Vegetation und dafür reichliche Aussickerung mit verschiedenen Salzen imprägnirter Flüssigkeit, die bei trockenem Wetter zu dicken Krusten verdunstet. Hierauf die erste eigentliche Moorschicht: tiefbraun, selbst schwarz, mürbe, im Verwittern begriffen. Sodann die tiefe oder mittlere Schicht: braun oder braungrau, und je tiefer desto lichter gefärbt, ein Gefilz von Moosrosen, Schilfen, Schachtelhalm und andern Sumpfgewächsen; in der Tiefe von 10—17 Fuß wol auch Stämme und Aeste von Birken, Weiden, Espen und Kiefern. Die unterste Lage findet sich bereits mit Sand und Thon gemengt. Endlich machen sich auch eingelagerte Schichten von Kieselguhr, Schwefeleisen und Raseneisen bemerkbar, von welchen Mineralien sodann die vorhandenen Vegetabilien vollständig vererzt erscheinen. Der Ge-

schmack des Moores ist ein bitterlich salziger, herber, zusammenziehender, sein Geruch schwefelig theerartig.

Zu Badezwecken wird der Moor immer im Jahre vorher ausgegraben und in den aufgeworfenen Hügeln der Verwitterung ausgesetzt. Reichliche Moorsalzkrusten setzen sich während dieser Zeit aus ihm an. Während der Saison wird sodann der tägliche Bedarf zuvor noch von den gröbern, unverwitterten Substanzen gereinigt, sodann in eigenen Dampfvorrichtungen mittels des Wassers der Luisen- und Neuquelle zu einem dickflüssigen Brei erhitzt und dieser dann in eigens vorgerichteten Rollwannen, abgekühlt bis zu 30, 26, 24° R., und je nach Bedürfniß mehr oder minder durch neuerliche Mineralwasserzusätze verdünnt in die Badelogen geschafft.

Auf ein dünnflüssiges Moorbad werden gewöhnlich 60—80, auf ein dickflüssiges 100—120 Pfund trockener Moorerde gerechnet.

Machen wir unsere Leser noch auf das kleine hölzerne Gartenhäuschen aufmerksam, an welchem wir in dem Kastanienwäldchen nächst der Franzensquelle vorüberkommen, so weiß er auch den berüchtigten „Wüthenden" zu suchen, dessen unterirdisches Getöse Strecken weit gehört worden sein soll und ihm den unheimlichen Namen des „Polterbrunnens" eintrug. Es ist dies nichts als eine reiche Quelle freier mit etwas Schwefelwasserstoff gemischter Kohlensäure, die hier der Tiefe entströmt und ehemals, da die aufsteigenden Gasblasen ihren Weg durch einen etwas spärlichen und daher nicht bemerkten Wasserquell nehmen mußten, durch das Aufsprudeln dieser Blasen jenes gespenstische und unerklärliche „furiose Getöse" verursachte. Adler schon hatte den Gedanken, diese Kohlensäurequelle, die täglich nicht weniger als sieben Centner Kohlensäure ausströmt, zu Gasbädern zu benutzen. Vor der entsprechenden Ausführung seiner Idee erreichte ihn jedoch der

Tod (1810). Ein Jahr darauf zustande gebracht, wurden diese Bäder im Jahre 1815 wieder verschüttet, im Jahre 1819 jedoch, zum Theil auf den Einfluß Trommsdorff's, wieder hergerichtet, und 1826 mit dem noch heute stehenden Breterhause überbaut.

Nun dürfte der Reisende vielleicht auch noch Andeutungen über Gebrauch und Wirkungsweise der Heilschätze von uns erwarten, an die wir ihn soeben geleitet. Wir fassen diese in wenige Worte zusammen. In Franzensbad wird sowol getrunken als gebadet; getrunken an allen Quellen, mit Ausnahme der Luisenquelle, die lediglich zu Bädern verwendet wird, gebadet aus allen, mit Ausnahme der Salz- und Wiesenquelle, die lediglich getrunken werden, und überdies im Moor. Bis zum Jahre 1827 bestanden keine besondern öffentlichen Badeanstalten. Jeder Hauswirth besorgte dem bei ihm einquartierten Curgaste die nöthigen Bäder in einer eigenen Badekammer in seinem Hause. Das hatte nun allerdings manches Bequeme, indeß gewiß ungleich mehr Unzulängliches. Die Badecur stand der Trinkcur weit nach. Zur Zeit bestehen in Franzensbad drei öffentliche Badehäuser: das ältere Loimann'sche seit 1827 und das neue Loimann'sche seit 1841 und 1850 erweitert, beide zusammen mit 63 Logen, endlich das Stadt-Eger'sche Badehaus, der Commun Eger gehörig, seit 1850, mit 47 Baderäumen. Fügen wir noch hinzu, daß es vorzugsweise Blutarme und aus Blutarmuth oder infolge von Säfteverlusten, erschöpfenden Krankheiten, anhaltender körperlicher oder geistiger Anstrengung in ihren Lebensgeistern herabgekommene, in ihrer leiblichen wie seelischen Energie geschwächte Constitutionen sind, die in Franzensbad Kräftigung und Genesung hoffen dürfen, daß ein großes Contingent der Modekrankheit des Jahrhunderts, Nervosität genannt, in den hiesigen Quellen und im hiesigen Moore

seine gewachsenen „Bekämpfer" findet, daß endlich mancher Gelähmte, der jahrelang an elektrischen Ketten gelegen, hier wieder auf seine Beine kam, so haben wir Alles gesagt, wofür wir in medicinischer Hinsicht in diesen Blättern Raum zu haben glauben, die weder für den Arzt als solchen, noch für den Kranken als solchen, sondern hauptsächlich für den Reisenden geschrieben sind, von dem wir voraussetzen, daß er so glücklich ist, weder das Eine zu sein noch das Andere.

3.

Die Gesellschaft und die geselligen Anstalten. — Ausflüge. — Der Kammerbühl. — Egerländisches.

Ueber das gesellige Leben in Franzensbad vermögen wir nicht viel zu sagen. Nicht nur Menschen und Bücher, auch Bäder haben ihre Sterne. Der Stern dieses Bades aber scheint es zu sein — vorderhand wenigstens —, ein stiller Ort zu bleiben. Es hat dieses seinen Grund in der eigenthümlichen Färbung der Gesellschaft, die sich hier gewöhnlich zusammenzufinden pflegt, zum Theil aber auch in mancherlei örtlichen Verhältnissen, die sich eben leichter bemerken als ändern lassen. Wohin unser Auge blickt, vorwaltend begegnen wir Frauen und unter diesen meist schwächlichen, nervösen Gestalten, denen Ruhe offenbar wohler thut als Erregung, eine stille Cur gedeihlicher ist als eine lärmende, rauschende. Aber auch die Herren scheinen nicht sehr danach angethan, die Rolle des belebenden Elements der Gesellschaft zu übernehmen. Reconvalescenten nach schweren, entkräftenden Krankheiten, Hypochonder schwersten Kalibers, gelähmte Gestalten, die sich im Rollwägelchen besser befinden als im

Frauencirkel. Zudem ist Franzensbad reicher an Heilschätzen als an geselligen Anstalten. Der Cursaal, längst in die bescheidene Sphäre eines bloßen Speisesaals zurückgetreten, öffnet sich nur höchst selten einmal einem Tanze. In dem Raum, dem der Name eines Theaters beigelegt ist, lockt höchstens das Mitleid und nur im verzweifeltsten Nothfall treiben Regen und Langeweile hinein.

Der Morgen gehört den Najaden, dem Moore und dem Arzte; der Mittag allenfalls irgendeinem schattigen Speisegärtchen. Doch was mit dem Rest des Tages beginnen, über den du doch auch gern Gott und deinem Gewissen Rechenschaft geben möchtest? Du schlenderst eine Stunde die Kaiserstraße auf und ab, grüßest dieselben Gesichter, die du schon seit einer Woche gegrüßt, oder musterst die neuen. Zur Abwechselung machst du einen Gang durch die Anlagen und zur weitern Abwechselung in den Park an das Schwanthaler'sche Kaiser-Franz-Monument, das der ehemalige Bundestagspräsident Graf Münch-Bellinghausen, der (1817 und die folgenden Jahre) als Badecommissar zu Franzensbad sich die ersten Sporen im Staatsdienst erworben, im Sommer 1853 auf seine Kosten hat errichten lassen. Sehnst du dich nach einem Ausfluge, so magst du auch eine Viertelstunde weit nach Oberlohma fliegen und zwar täglich, oder hinüber nach Schlada, oder nach der Stöckermühle. Hegst du die Idee dich weiter hinauszuwagen, nur Fanatiker des Zufußegehens wirst du dazu bewegen können, dir nach Oberndorf oder zur Kammerförsterei zu folgen. Verfällst du vollends auf den kühnen Gedanken, die Schlösser von Seeberg, Liebenstein oder Wildstein zu besuchen, so mußt du die Ueberredungsgabe eines Demosthenes und die Aufopferungsfähigkeit eines Cato besitzen, um dein Vorhaben durchzusetzen, und selbst dann magst du sicher sein, daß nur die Vorgeschrittensten auf der Bahn der Ausflüge dir folgen

werden. Das Höchste, wozu man sich allenfalls noch leicht entschließen möchte, wäre eine Fahrt nach dem Siechenhause, einer Kaffeewirthschaft hinter Eger, in der Nähe eines im 15. Jahrhundert gestifteten, seitdem wiederholt verfallenen und renovirten Unterkunfthauses für sieche Stadtarme —; oder um doch auch einmal ohne Gefahr einem ausgebrannten Vulkan in den Krater gesehen zu haben, ein Spaziergang nach dem eine kleine halbe Stunde südwestlich gelegenen Kammerbühl.

Dieser, zu nicht mehr als einer Höhe von 18 wiener Klaftern aus dem Boden sich frei erhebende Hügel ist jedenfalls in geologischer Beziehung einer der interessantesten Punkte des Egerlandes und hat frühzeitig die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen. Ritter von Born im Jahre 1774 erklärte ihn zuerst für einen echten Vulkan; Reuß, der sich um die Erforschung der geologischen Verhältnisse des nordwestlichen Böhmen überhaupt die dauerndsten Verdienste erworben, vermochte darin nur einen Erdbrand zu erkennen. Beide Ansichten fanden in der Folgezeit unter den Naturforschern ihre Vertreter, und auch an Vermittlern zwischen beiden, unter denen vor Allen Goethe, fehlte es nicht. Die Nachgrabungen indeß, die schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Regierung, später der Eigenthümer Graf Zedtwitz, und veranlaßt durch Goethe's Ansichten in den Jahren 1833—38 Graf Kaspar Sternberg unternehmen ließ, haben die Vulkanität des Hügels außer allen Zweifel gesetzt. Doch theilen sich, wenn auch diese bereits festgestellt ist, noch immer die Meinungen darüber, ob die vulkanischen Ausbrüche auf trockenem Lande, oder noch unter dem Wasser stattgefunden haben. Aus der schichtweisen Begegnung der Lavamassen in der unmittelbaren Nähe des ehemaligen Kraters glaubte Bernhard Cotta den Schluß ziehen zu müssen, daß der Vulkan unter dem Wasser

thätig gewesen sei, und auf diesem Standpunkte ist vorläufig die Frage dieser merkwürdigen Basalteruption stehen geblieben.

Wir für unsern Theil wollen den Kreis unserer Ausflüge erweitern und uns auch sonst noch im Egerlande umschauen! Ein eigenthümliches Ländchen in seiner Vergangenheit wie in seiner Gegenwart! Ursprünglich von Slawen bewohnt, deren, wenn auch nicht lange dauernder Aufenthalt in diesen Gefilden doch unzweifelhafte Erinnerungen in den Namen sowol von Ortschaften als Flüssen zurückgelassen, bildete es bis zu Ende des vorigen Jahrtausends mit Asch, Adorf, Haslau, Schönbach, Klinkart, Wunsiedel, Neuhaus, Bernau und noch andern, gegenwärtig theils pfälzischen, theils sächsischen Orten die große regio Slavorum, die einen großen Theil des Nordgaus ausmachte. Hierauf finden wir es, die wechselnden Geschicke der Stadt Eger theilend und vorlängst durch deutsche Einwanderung ganz deutsch geworden, abwechselnd bald zum Deutschen Reiche, bald zur Krone Böhmens gehörig. Wüste Raubhorden durchstreifen es neben den Söldnern verschiedener Herren, Burgen und Höfe verheerend und die Entwickelung der Bodencultur niederhaltend. Ihnen folgen die Wagenburgen der Hussiten, diesen die Scharen des Dreißigjährigen Kriegs. Manches Dorf, von dem nur noch der Name auf einem vergilbten Blatte der egerer Chronik übriggeblieben, verschwand bis auf den letzten Stein. Die Pflugschar zog später darüber hinweg und neue Ansiedelungen erhoben sich, um wieder von den Truppenmassen arg mitgenommen zu werden, die der Kaiser gegen die Türken und sodann zur Unterstützung Hollands gegen Frankreich und dann wieder gegen die Türken sandte. Franzosen, Preußen, Sachsen und Baiern folgen in den Erbfolgekriegen einander auf dem Fuße.

Unter all diesen Wechselfällen des Geschicks aber hat das egerländische Landvolk mit der ausdauerndsten Unverdrossenheit

nicht nur an seinem heimischen Boden festgehalten, sondern mit praktischer Klugheit sich allmälig jene bäuerliche Selbstständigkeit zu sichern gewußt, der allein es seine solide Wohlhabenheit, seine innere Festigkeit, sowie die treue Bewahrung seiner alten Sitten zu danken hat. Man muß mit dem Egerländer verkehren, um den Abstand zwischen dem freien, sich selbst bestimmenden Herrn seiner Scholle und dem knechtenden Robotpflüger recht deutlich ausgeprägt zu sehen. Ein egerländischer Bauer — und sein Besitzthum braucht keineswegs ein sehr umfangreiches zu sein — fühlt sich in seinem Hofe nicht schlechter, als sich je ein Edelmann auf seinem Freisitze gefühlt. Er führt den Pflug, aber zugleich das Regiment auf seinem Grund und Boden. Er ist nicht nur der Vater, er ist auch das waltende Haupt seiner Familie. Fest wie er in der Gemeindestube auftritt, um da sein Wort mitzureden, tritt er vor alle Welt hin, den Herrn Kreishauptmann selbst und den Herrn Landeschef nicht ausgenommen. Er fühlt sich aber auch selbst als einen Herrn, wenn auch nur in seiner Sphäre.

Ein Freund erzählte uns einen Zug von einem egerländer Bauersmann, den wir in dieser Hinsicht bezeichnend nennen möchten. Der Bauersmann hatte einen langwierigen Proceß mit einem egerer Bürger. Wenn wir uns recht entsinnen, handelte es sich um streitige Ackerabgrenzungen. Da der Proceß kein Ende nehmen wollte, so entschloß sich der Bauer eines schönen Morgens, und nahm seinen Weg direct gen Prag. Hier legte er denn seinen unendlich langschößigen und ebenso unendlich kurzleibigen, kragenlosen Capot und seine bockledernen Stiefel an, ging hin und ließ sich direct beim Oberstburggrafen, wie damals noch die Statthalter in Böhmen hießen, anmelden. Den breitkrämpigen Hut mit dem Holzstoß — so nennt der Egerländer die reiche Bänderverzierung seines Huts — in der Hand, den großen schildförmigen

Hosenknopf an der Brust vorn spiegelblank geputzt, trat er ein, und zwar so fest und sicher, wie er glaubte sich in seinem Rechte zu wissen. Nun aber war das Parquet des Excellenzoberstburggräflichen Audienzcabinets keineswegs darauf eingerichtet, die festen Tritte eines egerländischen Bocklederstiefelabsatzes über sich ergehen zu lassen, ohne dessen sprechendstes Conterfei in der Form mehrer äußerst gelungener Abdrücke zurückzubehalten. Der Bauer brachte sein Anliegen kurz und bündig vor und ging, nachdem ihm der Oberstburggraf zugesagt hatte, sehen zu wollen, was sich thun ließe. Der Kammerdiener, der ihn durch das gleichfalls parquetirte und somit gleichfalls von den Absätzen etwas hart mitgenommene Vorzimmer hinausbegleitet, wirft ihm einen Blick der tiefsten Entrüstung nach, den der Bauer, da er sich nicht bewußt ist, dem Herrn zunahe getreten zu sein, mit dem stoischesten „B'hüt Gott!" erwidert. Wenige Tage darauf wird er wieder vor den Oberstburggrafen berufen. Er hat den Proceß gewonnen. Mit strahlendem Gefühle versucht er es, der Excellenz dankbarlichst die Hand zu drücken, macht seine Reverenz und geht. Im Vorzimmer wieder dieselben entrüsteten Blicke. Das ist dem siegesfrohen Bauer etwas zu arg. „Sie, Herr Bedienter!" spricht er den Kammerdiener an, „Sie werden doch nichts dagegen haben, daß ich meinen Proceß gewonnen hab'?"... „Was geht mich sein Proceß an", entgegnete der Kammerdiener. „Ein andermal aber, wenn er hier etwas zu suchen hat, komm' er nicht in seinen bockledernen Stiefeln und laß' er nicht zolltiefe Spuren von seinen Absätzen im gewichsten Boden zurück!" — „Wenn's weiter nichts ist", erwiderte der Bauer, „das muß schon der Herr Bediente zu Gnaden halten. Wenn ein egerländer Bauer wo auftritt, so muß man's auch merken, daß er dagewesen ist!..." und schritt groß und stolz aus der Antichambre. —

Es ist eben Sonntag, Nachmittags nach der Segenszeit, da uns unsere Wanderung einer der egerländischen Ortschaften entgegenführt. Zwischen Wiesen und Feldern führt uns der Weg hin. Vor uns und neben uns kehren die frommen Kirchgänger — denn der Egerländer ist ein sehr exacter Katholik — aus dem nahen Pfarrorte nach ihrem Dorfe heim. Wir folgen ihnen. Voran schreiten die Männer, breiten, langsamen, gemessenen Schrittes; die Einen in dunkelfarbigen, meist grünen oder braunen, rothgefütterten Ueberröcken, die Andern in so außerordentlich kurzen, meist schwarzen, schoßlosen Jacken, daß sie eigens so knapp und unzulänglich zugeschnitten scheinen, um uns den ungehinderten Ueberblick über die weitläufige, bis fast an die Schultern hinaufreichende schwarzlederne Pluderhose nach allen Seiten hin zu gewähren. Das dünne schwarzflorene Halstuch tragen die ernsten Herren nach rückwärts gebunden, sodaß die beiden Bindezipfel jene Stelle einnehmen, die im vorigen Jahrhundert dem unentbehrlichen Zopfe zugedacht war. Die Brust dagegen verwahrt ein rother, bei einigen auch noch reich ausgenähter praktischer Brustlatz. Man sieht es den bedächtigen Gestalten sogleich an, daß sie die Hausväter sind. In der Entfernung einiger Schritte folgen ihnen, die mütterliche Sorge in Miene, Haltung und Gang, die Hausfrauen. Auch in ihrer Tracht herrscht durchgehends die dunkle, meist schwarze Farbe vor. Der Rock, von glänzendem Baumwollstoffe, ist stets schwarz. Desgleichen das Mieder, das sich höchstens vorn einiger Goldborten, Sammetstreifen oder eines sonstigen kleinen bunten Zierraths erfreut. Die Jacke ist von Tuch und wie bei den Männern von etwas engen Dimensionen. Den Kopf umhüllt ein schwarzes, knapp bis an die Augenbrauen herab anliegendes Tuch, seitwärts in einen großen Knoten gebunden und von da ab zwei lange Zipfel zur Schulter herabsenkend.

Dieses Kopftuch bildet bei den Egerländerinnen überhaupt den Hauptheil des Putzes, den vorzüglichsten Gegenstand ihrer Toilette. In das zierliche Binden des Knotens setzen sie all ihre Kunst und Eitelkeit, und nicht selten finden sich die kostbarsten und schwersten Seidentücher auf diese, nach unsern Begriffen unbarmherzige, nach ihrer eigenen Ueberzeugnng aber höchst reizende Weise um die Stirn namentlich jüngerer Weiber und Mädchen geschlungen. Den ernsten Alten folgt das muntere, frische, zu Scherz und Frohsinn viel mehr als zu kopfhängerischen Andachtsübungen aufgelegte junge Volk — leichte, bewegliche Gestalten, auch in ihrem Anzuge den modernen Begriffen etwas nähergerückt. Der Rock ist kürzer, die Jacke länger, und Beides stammt offenbar von der Nadel eines Schneiders, der erst unlängst mit allerlei Neuerungsideen von seiner Wanderschaft aus der Fremde heimgekehrt ist. Auch hier und da eine ins Pantalonhafte spielende Hose macht sich bemerkbar, und — unerhört aber doch wahr! — einzelne Halstücher selbst finden sich nach vorn gebunden. Auch die jungen Mädchen haben Manches vom Zeitgeiste anzunehmen sich erlaubt. Ihre Leibchen, ihre Busentücher, ihre Kopftücher sind, wenn auch nicht heller an Farbe, so doch von zierlicherm Schnitt und studirterer Faltung. An Bändern übrigens, Goldbörtchen, Sammetstreifen und buntblumigen Kanten fehlt es ebenso wenig als an modernen Schuhen, feinen, gestickten Taschentüchlein und reicher Stickerei an den blendend weißen Aermeln.

Ueberhaupt gestattet der Egerländer, so genügsam und einfach er für seine eigene Person ist, der jüngern Welt, namentlich seinen heranwachsenden Töchtern nicht ungern mancherlei Aufwand. Ein Mädchen muß eitel sein, sagen die Mütter, sonst hält es nichts von sich und die Leute halten davon noch weniger. Die Väter ihrerseits setzen ihren Stolz darein, wenn ihnen ihre Töchter,

nicht städtisch „verkleidet" und doch so kostbar angelegt, daß manches Stadtfräulein sich für dasselbe Geld einen dreifachen Anzug schaffen könnte, des Sonntags zur Kirche folgen. Sie thun sich was zugute darauf an Markttagen in die Stadt zu kommen, hinzutreten an die erste beste Waarenauslage und von demselben schweren Atlas, von dem soeben die Stadträthin sich Einiges zu einer Mantille hat abschneiden lassen, für drei, vier Töchter zu Röcken und Spenserchen zu kaufen. In einem solchen Augenblick ist ein solcher Vater von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er, wenn der Herr Stadtrath jetzt gleich vor ihn hinträte und mit ihm tauschen wollte, rundheraus Nein sagen würde.

An weiteraussehenden Nebenabsichten fehlt es dabei freilich nicht. Der egerländer Bauer ist ein für alle mal ein guter Wirth, und dazu gehört auch, daß er einen Gulden nicht ansehe, wo es darauf ankommt, sich zu zeigen und seinen Söhnen reiche Bräute, seinen Töchtern reiche Männer zu sichern. Ein kluger Hausvater, läßt er den jungen Leuten gern ihre Freude. Sie mögen scherzen, sie mögen singen, sie mögen tanzen soviel sie wollen. Er gedenkt dabei der Zeit, da auch er einmal, die beiden Daumen an der Brust vorn in die Schulterriemen gehängt, stundenlang an Sonntagsnachmittagen den Mädchen seine Lieder vorgesungen oder beim schnurrenden Gesause des Dudelsacks mit ihnen herumgehüpft, und hat nichts dagegen, daß sich nun die Scenen seiner eigenen Burschenzeit vor seinen gealterten Augen erneuen, wenn auch freilich der Dudelsack mittlerweile verstummt, an seine Stelle Geige und Pfeife getreten und Polka und Galopp auch in sein Dorf gedrungen sind. Sobald es aber an den Ernst des Lebens, ans Heirathen kommt, da hat aller Scherz ein Ende, da ist er wieder durch und durch ein gebietender Hauspatron, und die einzige Person höchstens, die sich von nun an noch einen Spaß

erlauben darf, aber auch den blos zur Bemäntelung des Ernstes, ist der „Procurator", den er sodann in sein Haus bescheidet. Es ist dies gewöhnlich der Gevatter Schneider oder Gevatter Tischler, oder sonst irgendein pfiffiger Kopf aus dem Dorfe, der das Zeug dazu hat, sich zu irgendetwas klug und dabei doch allweil lustig anzustellen. Der wird der Erste ins Vorhaben eingeweiht und hat die allervorläufigsten Präliminarien zwischen den beiderseitigen Aeltern abzuwickeln, die darin bestehen, daß sich jene des Brautwerbers dazu bequemen, in das Haus des präsumtiven Brautvaters zu Besuch zu kommen. Das geschieht so etwa Nachmittags, wenn man vom Segen aus der Kirche heimkommt.

Der Procurator, scheinbar wie aus den Wolken geregnet, begegnet um diese Zeit ganz zufällig den beiden Vätern, schließt sich ihnen an und begleitet sie ein Stück Weges. Bei dem Hause des Mädchenvaters meint er dann, wenn ihn nicht Alles täusche, so habe dieser Letztere einen Eimer des trefflichsten Bieres im Hause und ihn um diesen in kürzester Zeit ärmer zu machen, sei heilige Christenpflicht, man müsse somit bei ihm eintreten. Durch die wundersamste Fügung von der Welt findet sich da auch bereits des eingetretenen Gastes Ehehälfte auf Besuch. Der Zufall ist jedenfalls höchst ergötzlich. Wenigstens findet ihn der Procurator so, und da sich das Alles so schön fügt, meint er etwas vorbringen zu müssen, was er seit lange auf dem Herzen habe; vorausgesetzt, daß ihm die beiden Aelternpaare Gehör geben wollen. Diese sehen nicht ein, warum sie das nicht sollten, und da er sie weiter bittet, sich jedes an einen besondern Platz zu setzen, so thun sie auch das. Der Hausherr und die Hausfrau setzen sich an den Tisch rechts in der Stubenecke — den Haupttisch —, der Brautwerbersvater mit seiner Getreuen an einen Tisch links in der Ecke. Rein zufällig finden sich mittlerweile auch noch einige

sonstige nahe Verwandte beider Theile ein und lassen sich an der Seite ihrer Angehörigen nieder. Die Sache erhält einen immer bedenklichern Anstrich. Was der Schelm von Procurator wieder vorhaben mag! Endlich tritt er vor! In einer langen Rede, in welcher er von Adam und Eva ausgeht und seinen Weg über die heiligen Apostel und die Hochzeit von Kana nach dem Egerlande nimmt, bringt er seine Idee vor, wie es ihm gar nicht so ungerathen schiene, wenn der Sohn des ehrenwerthen Nachbars X. die Jungfer Tochter des nicht minder ehrenwerthen Nachbars Y. heirathen thäte, und hält im Namen des Erstern um diese Letztere förmlich an. Da es jedoch ein „alter und edler Gebrauch" sei, wenn man Söhne und Töchter verheirathet, daß man diese nicht „bloß und los" von sich lasse, so hoffe er, werde dies wol diesmal auch nicht der Fall werden. Somit wäre der „Leihkauf" eröffnet und es nehmen die Unterhandlungen ihren Anfang.

Der Brautvater flüstert dem Procurator ins Ohr, was er seiner Tochter mitzugeben gesonnen sei; wieviel Kühe, Kälber, Schafe und auch an baarem Gelde. Der Procurator überbringt den Antrag ebenso heimlich den Bräutigamsältern, worüber diese dann natürlich ebenfalls heimlich berathschlagen und dem Procurator wieder ihrerseits ihre Meinung zuflüstern, die er dann wieder dem Brautvater ins Ohr raunt.

Wol neunundzwanzig bis dreißig mal muß der Procurator auf diese Weise zwischen beiden Parteien hin- und widerrennen, stets lauschend, wispelnd, flüsternd und tuschelnd, ehe es ihm gelingen mag, die beiden Familienhäupter unter Eine Kappe zu bringen. Dazwischen muß er die heiterste Miene von der Welt annehmen, alleweil guter Dinge sein und fein Acht haben, wie er allenfalls in sich ergebenden kritischen Momenten die spröden Gemüther mittels eines Hauptspaßes über die drohende Gefahr eines casus belli hinweghebe.

Ist ihm das Alles glücklich gelungen, nun erst kommt die Reihe an den Bräutigam, dessen Rolle bis hierher eine lediglich stumme gewesen. Sein Glück wird ihm vom Procurator in einem langen knittelreimigen Sermon verkündet, dessen Pointe gewöhnlich darauf hinausgeht, daß ihm ein verschleiertes Wesen zugeführt und als seine Braut vorgestellt wird, welches sich jedoch, sobald er es überglücklich vor Wonne in seine Arme geschlossen, zu seiner bittersten Enttäuschung als ein altes Weib kundgibt. Ist dem Procurator auch dieser Geniestreich gelungen, so werden die jungen Leute als verlobt angesehen und ein reichlicher Abendschmaus besiegelt den abgeschlossenen Handel auf eine sehr reelle Weise.

Nun wird auch sofort an die Hochzeit gedacht, denn vom langen Brautstande ist der Egerländer kein besonderer Freund. Was einmal zueinander gehört, soll auch sobald als möglich zueinander kommen. Und wieder ist es Sache des vielgehetzten Procurators, Alles da zusammenzutreiben, anzuordnen, zu leiten, anzuführen und zu Ende zu bringen. Vorerst macht er sich zu den Verwandten des Bräutigams und der Braut auf die Beine, hält vor jedem Einzelnen einen besondern Sermon und ladet ihn nach Gebühr und Ehr ein. Am Hochzeitstage sodann in aller Frühe begibt er sich mit dem Bräutigam und dessen Verwandten vor das Brauthaus, die Braut abzuholen, wozu er natürlich wieder seinen Sermon bereithalten muß. Die Aeltern segnen die Braut, diese nimmt Abschied von Haus und Hof und tritt unter einem abermaligen Sermon des nimmermüden Procurators und von ihren sämmtlichen Angehörigen begleitet nunmehr ihren Weg zur Kirche an. Voran geht die Musik, ehemals ein paar Sackpfeifer, zur Zeit jedoch ein Geiger, ein Pfeifer, ein Trompeter oder was sich sonst findet. Ihr folgt

der Bräutigam, kenntlich an einem großen Rosmarinstrauß den er trägt, und, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, an einer schweren Pelzmütze und — Pelzhandschuhen. Auf dem Fuße nach folgen ihm der Bräutigamsführer und seine Angehörigen, meist einzeln hintereinandergehend. Unmittelbar vor der Braut schreitet der Procurator einher, im vollen Bewußtsein seines Werthes und durchdrungen vom Stolz über sein gelungenes Werk. An der Seite des Brautführers folgt ihm die Braut, eine Brautkrone aus künstlichen Blumen und Goldflittern in den Haaren, einen weiten, schwarzen, rothgefütterten Mantel um die Schultern und einen Gürtel, die sogenannte Glockenpendel um den Leib.

In derselben Ordnung tritt der Zug aus der Kirche und nun gilt es die Braut in ihre neue Heimat einzuführen. Vor dem Hause des Bräutigams wird Halt gemacht; der Bräutigam als nunmehriger Hausherr tritt zuerst ein; ihm folgen die übrigen Männer. Die Braut, umgeben von den Weibern, harrt an der Schwelle, bis sie aufgefodert wird, sie zu überschreiten. Es geschieht dies, indem ihr der Brautvater, der Bräutigam oder sonst Jemand aus dessen Verwandtschaft ein Glas Wein als Bewillkommnungstrunk reicht. Hat sie dieses geleert, so überschreitet sie die Schwelle und wirft das Glas hinter sich, daß es zerbricht, zum Zeichen, daß auch sie in diesem Augenblicke mit ihrer Vergangenheit breche. In der Stube tritt sie an den Tisch, bezeichnet den Antritt ihrer neuen Würde als Hausfrau dadurch, daß sie einen Laib Brot, nachdem sie mit der Messerspitze drei mal das Zeichen des Kreuzes darüber gemacht, anschneidet. Auf eine leichte Collation folgt sodann die Einführung in Scheuer und Tenne und hier, auf dem Boden ihrer künftigen Sorge, der Ehrentanz. Nun erst geht es an das eigentliche Hochzeitsmahl,

von dem sich wol stets mit Sicherheit der Beginn, keineswegs aber das Ende voraussagen läßt.

Was eine Hochzeit nach echtem, altem egerländischen Schlage ist, die muß mindestens ihre vier bis fünf Tage dauern. Am ersten die Trauung. Die Nacht hindurch Musik, Tanz, Gesang. Am zweiten Tag der „Plunderwagen". Die beiderseitigen Gevatterinnen und Gevattern holen ihn aus dem Aelternhause der Braut ab. Auf ihn sind die Habseligkeiten der Braut in zwei neuen Truhen geladen; ihre Betten, Spinnrad und Rocken und der Wäschkorb, darin die Seife nicht fehlen darf — er soll Wohlhabenheit, Ruhe, Fleiß und Reinlichkeit ins Haus bringen. Musik und fröhliches Gejohle begleiten diesen, nie anders als von vier Ochsen gezogenen Wagen in des Bräutigams Hof, der ihn, ehe er ans Abladen denken darf, erst vom Fuhrknecht mittels eines respectabeln Handgeldes auslösen muß. Beim Abladen muß er selbst mit Hand anlegen; denn nehmen ist keine Kunst, aber arbeiten muß der Mensch dabei auch. Der Abend des zweiten Tages ist der eigentliche Polterabend; Musik, Gesang und Getöse jeglicher Art verbinden sich in innigster Weise zu einem Ständchen, mit welchem die unverheirathet gebliebene junge Welt dem neuvermählten Paare den Schmerz des Abschieds aufs herzzerreißendste auszudrücken sich nicht versagen kann, und darin solange fortfährt, bis der Bräutigam seiner Dankbarkeit für diese zarte Aufmerksamkeit durch ein Opfer an Geld und Bier den entsprechenden Ausdruck gegeben.

Musik und Sang geleite euch durchs Leben;
Doch manchmal auch Gepolter muß es geben!

Die übrigen Tage füllt Tanz und Gelage aus, bis die Hochzeitsgesellschaft, im wahrsten Sinne des Worts müde-

gejohlt, müdegetanzt und müdegezecht, meist mit dem Schluß der Woche endlich wieder auseinandergeht. —

Wir haben unterdessen das Dorf erreicht und treten in eins der Häuser. Es ist eins der ältern; noch aus mächtigem Gebälke gefügt und nur die Lücken zwischen diesem sind mit Mörtel ausgefüllt. Die alten gebräunten Balken, die weißen Streifen des Mörtels, dazu die grün und roth bemalten Fenstereinrahmungen und sonstigen Zierrathen, alles Das gibt diesem und den mit ihm aus einer frühern Zeit stammenden übrigen Häusern des Orts ein freundliches, heimisches Aussehen, durch das sie sich wesentlich zu ihrem Vortheile vor den wenigen, höchst unmalerisch nach dem modernen Unstile erbauten steinernen Häusern unterscheiden. Wir wollen an dem einen sehen, wie die alten Egerländer es sich in frühern Zeiten nach ihrer Weise wohnlich zu machen wußten.

Ein zwischen zwei einfachen gemauerten Pfeilern eingehängtes weites Thor öffnet sich uns und wir treten in einen umfangreichen, viereckigen Hofraum. Die rechte Seite dieses Raumes nimmt das Wohnhaus ein, die linke die Stallung. Im Hintergrunde befindet sich die Scheuer und die Tenne; in der Ecke finden wir den Brunnen; das Wohnhaus bildet nur ein einziges ebenerdiges Geschoß. Wir gelangen, sobald wir in dasselbe eingetreten sind, zuerst ins Vorhaus, in dessen Tiefe ein lustig prasselndes Feuer die Küche verräth. Die Thür links führt uns in die Kammer, den Aufbewahrungsort allerlei nothwendiger Vorräthe und Wirthschaftsgeräthschaften; die Thür rechts in die beiden Wohnstuben, die vordere große und die daranstoßende kleinere. Die große Stube ist der eigentliche hauptsächlichste Wohnraum. In ihr finden wir der Thür gegenüber rechts in der Ecke den großen Tisch, an welchem sich zu Mittag und Abend das Gesinde versammelt, um gemeinschaftlich mit der Familie des

Hausvaters und ihm selbst die Mahlzeiten einzunehmen. Bänke ringsum dienen als Sitze. Eine solche Bank zieht sich der Thür gegenüber unter beiden Fenstern hin. In der Ecke links steht die Truhe. Links neben der Thür, sogleich wie wir eintreten, stoßen wir auf den alten, treuen Hausfreund, den schwarzbraunen Kachelofen, der, seiner Würde sich wohlbewußt, nicht weniger als nahezu den sechsten Theil des Stubenraums für sich in Anspruch nimmt. Mit dem Backofen in innigem Zusammenhange wie es steht, trauen wir diesem Bauwerke recht wohl zu, daß es, einmal tüchtig geladen, eine Temperatur um sich her verbreite, die selbst die trägste Phantasie zwingen müßte, sich nach Centralafrika versetzt zu fühlen. Auch ihn umgibt eine Bank, die unangefochtene Ruhestätte der Alten und der Sitz für den Wandersmann, der bei Sturm und Frost eintritt, um sich die halberstarrten Glieder wohlig durchthauen zu lassen, sowie des Herrn Gevatters und der Frau Gevatterin, wenn diese zur Winterszeit auf Besuch kommen. Zur Sommerszeit gehört ihnen wie allen andern bessern Gästen die Bank unterhalb der Fenster. Der Schmuck der Stube ist einfach. An der einen Wand, über dem Fenster, das in den Hof hinausgeht, und über dem Bette, das sich dem Ofen gegenüber nächst der Thür aufgestellt findet, ein hölzernes Gesimse mit einigen bunten Krügen, Tellern und einer geweihten Osterweidenruthe. In der Ecke über dem Tische ein blumenumkränztes Crucifix, umgeben von einigen Heiligenbildern. Ueber der Thür, die in die Nebenkammer führt, hat sich in schwarzem Rahmen auch eine alte Abbildung Egers eingeschlichen. Ein paar aufgelegte Vögel — ein specifisch egerländisches Kunstproduct — füllen auch noch den schmalen Wandstreifen über den Fenstern aus. Ein Blick in die Nebenstube zeigt uns eine alte Garderobe und selbst den Luxus einiger hölzernen Stühle.

So einfach und altväterisch wie in diesem Hause sieht es in den neugebauten nun freilich nicht aus. Da findet sich schon, besonders bei reichern Bauern, auch eine Art Wohlstandsstube mit bessern, selbst polirten Einrichtungsstücken. In diesen Stuben haben die Weiber ihre bessern Kleidungsstücke und ihren Ueberfluß an Betten untergebracht, und selbst Blumenstöcke lassen sich zuweilen darin entdecken. Auch ein oberes Stockwerk findet sich hier und da, freilich blos um das ganze Jahr über leerzustehen. Denn für den Landmann, der seine Beine zu was Besserm braucht als zum Treppenklettern, sind die hohen Stockwerke nicht erfunden.

Die Aufnahme, die uns wird, ist eine einsilbige, darum aber nicht im entferntesten unfreundliche. Es ist eben nicht die Art des Egerländers, viel Complimente zu machen. Dazu kommt, daß es ihm nicht immer leicht wird, den Hochdeutschen zu verstehen und noch weniger, sich ihm verständlich zu machen. Wenn er kann, vermeidet er es daher gern, sich in weitläufige Gespräche und Erörterungen einzulassen. Befragt indessen gibt er uns über Alles willige und so ausführliche Antwort, als er eben im Stande ist. Und so erfahren wir denn von dem Besitzer der Wirthschaft, in welche wir eingetreten, einem hochstämmigen, weniger von Jahren als von Arbeit etwas frühzeitig gebeugten Egerländer von altem Schlage, unter Anderm auch, daß z. B. im Egerlande zu einem sogenannten ganzen Bauernhofe ein Besitzthum von etwa 75 Joch Grund gehöre, davon, wenn Viehzucht und Feldbau einander ordentlich unter die Arme greifen sollen, ein Fünftel Wiesen sein müssen. Gebaut werden Roggen, Hafer, Gerste, Weizen, Klee, Kartoffeln und Kraut; Roggen drei mal, Hafer und Gerste zwei mal soviel als Weizen. Im Hausbrauche gehe beiläufig der vierte Theil der Ernte auf. Das Uebrige wird zu Markte gebracht. Pferde werden wenig gehalten, umso-

mehr betreibe man die Rinderzucht. Leicht übertreffe der Viehstand jenen der Pferde im Egerlande ums fünfzehnfache. Bei der Arbeit müsse der Bauer überall selbst zuschauen und soviel als möglich selbst Hand anlegen. So gehe es am besten. Uebrigens seien die Dienstleute doch unentbehrlich, wenn sie auch viel Geld kosten und noch mehr Aerger bereiten. Bei 150 Fl. kosten sie jährlich nur an baarem Gelde, die 40—50 Ellen Leinwand, die Stiefelschmiere und die Feldstücke, die man ihnen zu ihrem Nutzen überlassen müsse, gar nicht gerechnet. Rechne man dazu die Steuern und Abgaben, so stelle sich heraus, jedes Geschöpf auf Erden sei besser daran als ein egerländer Bauer.

Wir mögen uns auf eine Widerlegung nicht einlassen. Wir wissen bereits recht wohl, wie wenig auf diese gewöhnliche Schlußredeformel eines jeden Standes im Allgemeinen zu achten ist, und verlassen getrost unsern Wirth, überzeugt, daß es auch ihm damit keineswegs Ernst sein könne. Eine schmucke, rothwangige Dirne in seidenem Rocke und mit seidenem Busentuche, begleitet von einem jungen egerländischen Dandy in den allerweitesten Pluderhosen und dem allerknappsten Jäckchen, die wir je gesehen, die Beide, sowie wir aus dem Hause treten, uns vor demselben entgegenkommen und den Alten „Herr Voada!“ begrüßen, bekräftigen uns in unserer Ueberzeugung. Nicht lange, und der Vater wird einem „Leihkauf“ präsidiren.

Mittlerweile ist's Abend geworden und wir kehren nach unserm Bade zurück. Burschen und Mädchen begegnen uns auf allen Wegen, Arm in Arm zu breiten Colonnen verschlungen, voran die Mädchen, hinterdrein die Burschen, die Einen um die Andern johlend und singend. Von den Weideplätzen treiben die Hütbuben und die Kuhmädchen die Heerden heim, diese einander in kurzen Liedergrüßen zurufend, jene

dazu mit ihren langen Peitschen ein eigenthümliches Schnalzconcert anstimmend. Der egerländische Gesang gleicht im Bau des Textes sowol wie in der Weise der Betonung jenem der Oberpfalz und des Böhmerwaldes. Lebhaft überdies erinnert er auch an die österreichischen „Schnadahüpfeln“, zu denen er offenbar ebenso wie dieser in verwandtschaftlicher Beziehung steht. Auch in ihm herrscht die vierzeilige, gegen das Ende hin entweder gemüthlich oder ironisch zugespitzte Strophe und der dreivierteltaktige Ländlerrhythmus vor. Wir theilen hier Einiges von diesem Gesange, wie wir vor Jahren einmal Gelegenheit hatten, es an Ort und Stelle zu hören, mit, zugleich in der Absicht, ein kleines Beispiel des egerländischen Dialekts zu geben:

Moidai, wonn i di nit hätt',
Hoit i koa Freid,
Lieget' i scho long in d'r Erd,
U war dafeit! (gefehlt!)

Wie höicher is da Himmel
Wie schein'r (sprich schejn'r) is dos G'läut;
Wie weit'r is zu'n Dianel, (Dirnchen)
Wie größer dei (sprich dej, d. i. die) Freid!

Wonn i wink' u wonn i schrei',
U du hörst mi nit glei,
So konn' i 's versteih'n,
Doß i weita muß zeih'n (zieh'n)!

Mei Herz is 'bunden,
Is draht (gedreht) wie a Soal (Seil);
I loß' d' Leut' riad'n,
U denk' ma mei Toal!

Drei Aepfel, drei Birn,
Drei Zwetschka='r= am Bam —
Do müßt' i mi jo schama (schämen),
Wonn' i a Bauernsmadl nahm'! (nähme.)

„Ho nu nöt vull g'hüth' (noch nicht zu Ende gehütet),
I trei (treib') no nit ei;
Moi Lisei hot a Wiesei,
Do hüth' i a wen'g drei."

„«Hüth' ei=r=in mei Wiesei,
Hüth' ei=r=in mei Bäunt (Umzäunung),
Du bist ma jo leiba (spr. lejba, d. i. lieber),
Als oll' mei göit Freind (gute Freunde)!»"

„U du bist ma leiba
Ols Vota un Mouta
Valoß' mi nuá nimma,
Schworzaugetes Louda!"

Göit hüthe'r hob i auf da Brouch; (Gut hüthen hab' ich auf dem Brachfeld.)
Neimoil (nicht einmal) koa Schmolz e Broud!
Ollweil nua Kais, —
I trei (treib') nimma=r=äus! (aus.)

„Olle Leut' ho'n a Feind,
Mei Böibeli (Bub', d. i. Schatz) no nit!"
„«Wirst ma = r = a no a Feind wer'n,
Oka jetzter no nit!»"

Schei (spr. schej, d. i. schön) wonn i war,
Rei wonn i war,
G'follet i mei
Böibeli = r = a.

Schei bin i nit,
Rei bin i nit,
G'foll i ehm
Holt nit!

Die Aussprache alles Dessen durch den Buchstaben wiederzugeben ist nicht möglich. Annäherungsweise mag nur angegeben sein, daß z. B. statt des gedehnten i, das wir durch „ien" bezeichnen, häufig „e=i" oder „ej" gesprochen wird, z. B. „ve=ir" statt vier. Aus o wird oft au, z. B. „wau denn" (wo denn?); manchmal selbst aus a, z. B. „Gaur" statt Jahr. Auch noch in andern Worten geht das weichere j in g über, z. B. „Goßl" statt Joseph, „Gäigl" statt Jakob. Dafür werden oft Consonanten in Vocale verflacht, z. B. „mei Pfaa", statt mein Pferd.

Bezeichnend sind manche Ausdrücke, z. B. „zwiebrachen", d. i. den Boden entzweibrechen für pflügen; „tischelrein" für sauber, der Tisch im Hause muß vor allem rein sein, er hat der Hausfrau und den Hausleuten stets als Muster der Reinlichkeit zu gelten. Tief aus dem treuen Festhalten an den alten Sitten ist unter Anderm auch der Ausdruck „verkleiden" geschöpft, der soviel bedeutet, als die egerländer Bauerntracht gegen die moderne städtische vertauschen. Ein solcher Tausch

kommt den Leuten nicht viel besser vor — als eine Fastnachtsmummerei und ist für die Witzköpfe des Ländchens ein unerschöpflicher Born der heitersten Laune, aber auch der bissigsten Satire. Weh' einer „verkleideten" Schönen, die diese trifft, zumal wenn sie auch noch spröde thut und hoch hinaus möchte. Daß die Achsen an ihrem Plunderwagen eher rosten, als die Bemühungen eines Procurators, sie unter die Haube zu bringen, zu einem erwünschten Ziele führen dürften, möchten wir sehr befürchten!

4.

Eger. — Die Physiognomie der Stadt. — Ihre Chronik. — Alte Baudenkmäler und Erinnerungen an vergangene Zeiten. — Die Eisenbahn.

Wir verlassen Franzensbad. Unsere weitere Wanderung führt über Eger, eine der ältesten Städte Böhmens, die, etwa 50 Minuten von dem genannten Bade entfernt, wir in einer kleinen halben Stunde erreicht haben.

In einem fruchtbaren, von Höhen umschlossenen Thalgrund am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses gelegen, bietet Eger dem Ankommenden den Anblick einer dunkeln, alterthümlichen Stadt. Zusammengedrängt sieht man es unten vor sich liegen mit den alten, grauen Resten von ehemaligen Wällen und Thürmen, mit den alten, rothbraunen, hohen Dachgiebeln mit den alten Kirchthürmen und der Ruine des Schlosses, in welchem Wallenstein — oder wie wir ihn richtiger nennen wollen Waldstein — sein letztes Banket gehalten.

Es gibt Städte, die ebenso alt und älter sind als Eger. Unter den Zeugnissen ihres Alterthums aber haben sie hundertfache Zeugnisse stetiger Fortentwickelung aufzuweisen; man kann ihr Leben und Treiben durch alle Jahrhunderte bis auf

die jüngste Zeit herauf aus ihrer eigenen Physiognomie verfolgen. Eger dagegen scheint bei der Physiognomie, die es während des Dreißigjährigen Kriegs trug, stehen geblieben zu sein. Die Straßen, den alterthümlichen, bergaufsteigenden Marktplatz ausgenommen, sind meist uneben, wenn auch gepflastert, dunkel, winkelig und nicht gerade breit. Die Häuser, wieder mit Ausnahme der am Markte, wohin sich überhaupt der letzte Rest ehemaliger Bedeutendheit zurückgezogen zu haben scheint, ergänzen durch Einzelnes den Eindruck, den die Ansicht der Stadt im Ganzen hervorbringt: alt, finster, oft verfallen, an den Außenseiten hier und da die Denkmale ehemaliger Wohlhabenheit ihrer Bewohner in Form von unkenntlichen Wappenschilden, Gemälden und halbzerstörten architektonischen Verzierungen zur Schau tragend; im Innern hier und da noch ganz nach den Begriffen und Bedürfnissen des häuslichen Lebens vergangener Zeiten eingerichtet, mit weitläufigen Vorhäusern, großen Stubenräumen und riesigen Oefen; in den entlegenern Straßen außerdem noch ärmlich wie nur irgendwo.

Eger hat seine glänzenden Tage gehabt und in der Geschichte seine Rolle gespielt. Ursprünglich eine feste Burg, die die Markgrafen von Vohenburg ungefähr um die Mitte des 10. Jahrhunderts an der äußersten Grenze der ostfränkischen Markgrafschaft zum Schutze des Reichs gegen den Andrang der östlichen Nachbarn erbaut, war es bald durch den Heranzug begüterter Familien aus der nähern und fernern Umgebung und durch sonstige Niederlassungen zu einer, für den Anfang des gegenwärtigen Jahrtausends ziemlich bedeutenden Stadt herangewachsen. Mit dem ganzen egerer Gebiete kam es auch als Mitgift Adelheid's von Vohenburg (1149) an Herzog Friedrich III. von Schwaben (den nachmaligen Kaiser Friedrich I., Barbarossa), und blieb auch bei dem hohenstaufen'schen Hause, ungeachtet Friedrich, sowie er sich zum Kaiser

erwählt sah, sich von Adelheid scheiden ließ und nunmehr seine kaiserliche Gemahlin aus dem Königshause von Burgund wählte. Nach Konradin's des Hohenstaufen Tode zählte Eger bereits eine nicht geringe Anzahl sehr angesehener Patricierfamilien und war bedeutend genug, um den Wunsch zu hegen, eine Stadt des alten Römischen Reichs zu werden. Ottokar II. von Böhmen, als Sohn einer hohenstaufenschen Prinzessin, hatte zwar schon früher Ansprüche darauf erhoben und es sogar (1265) in Besitz genommen; allein Rudolf von Habsburg foderte es alsbald von ihm zurück, und so wurde es denn infolge beiderseitigen Uebereinkommens (1276) thatsächlich der Reihe der Städte des Heiligen Römischen Reichs einverleibt. Doch schon im folgenden Jahre sollte es wieder an König Ottokar kommen, dem es Kaiser Rudolf I. selbst als Unterpfand für das seiner Tochter Judith zugedachte Heirathsgut überwies, die er mit dem böhmischen Prinzen Wenzel, wenn Beide erst herangewachsen sein würden, zu vermählen gedachte. Bald darauf fiel Ottokar auf dem Schlachtfelde an der March. Die Vermählnng der beiden Kinder (1286) fand zu Eger selbst statt, das somit als Pfand bei der böhmischen Krone verblieb. In diesem Pfandverhältnisse ist der Grund zu suchen, daß nachmals König Wenzel und der deutsche Kaiser Adolf von Nassau Beide zugleich die Stadt Eger als die ihrige bezeichnen konnten. Zwar beabsichtigte Kaiser Adolf dieses Verhältniß zu lösen, indem er eine Vermählung seines Sohnes Ruprecht mit der Tochter des Königs Wenzel von Böhmen in Vorschlag brachte. Allein der frühzeitige Tod der Prinzessin ließ die Ausführung dieses Plans nicht zustande kommen, und Eger blieb nach wie vor ein Pfandgut Böhmens. Auch Kaiser Albrecht's I. gewaltsamer Versuch, Eger auszulösen, scheiterte, und erst nach König Wenzel's Tode (1305) vermochte es sich, unterstützt durch die Gunst Kaiser Albrecht's,

der ihm dazu mittels des Privilegiums unbedingter Zollfreiheit im ganzen Reiche die materielle Möglichkeit bot, factisch wieder von Böhmen loszulösen und unter den unmittelbaren Schutz des Reichs zu stellen. Doch nur wenige Jahre sollte es sich seiner kaum erworbenen Freiheit erfreuen. Noch ehe Ludwig der Baier den deutschen Kaiserthron bestiegen, hatte er es, um sich der Gunst des Königs Johann von Böhmen zu versichern, diesem zur Vergütung für 10,000 Mark bestrittener Auslagen neuerdings verpfändet. Ein Erlaß, den Kaiser Ludwig, nachdem seine Wahl zum deutschen Kaiser Thatsache geworden, dem egerer Magistrate zukommen ließ, setzte diesen von der Rückkehr des ehemaligen Verhältnisses einfach in Kenntniß (1315); doch wurde dies erst nach sechs Jahren, nachdem König Johann dem Kaiser in der Schlacht bei Ampfing die thätigste Hülfe geleistet, zur vollständigen Wirklichkeit (1321).

Eger war um diese Zeit bereits eine sehr reiche Stadt und befand sich leicht auf dem Gipfelpunkte seines Glanzes. Zahlreiche Patricierfamilien, deren Namen zum Theil der Nachwelt aufbewahrt geblieben, hatten da ihren bleibenden Wohnsitz, betrieben einen gewinnreichen Handel, hatten ihre Verbindungen mit allen Gegenden des Reichs, besaßen außerdem treffliche Liegenschaften und Meiereien im fruchtbaren Egerlande, und lebten, wie es scheint, auf ganz vornehmem Fuße. Die Bürger trieben einträgliche Gewerbe und müssen einen nicht geringen Aufwand gemacht haben, denn zu wiederholten malen sah sich der Stadtrath genöthigt Verordnungen zu erlassen, die den übermäßigen Luxus und die Verschwendung bei Gastereien, Hochzeiten und Kindtaufen wenigstens einigermaßen einzuschränken die Absicht hatten. Die Stadt zählte damals in 17 Gassen und auf 5 Plätzen nicht weniger als 1199 Häuser, mehre Kirchen, Klöster und Schu-

len, war von einem tiefen Graben und zweifachen Mauern umgeben und hatte fünf Thore. Sie hatte drei Vorstädte, deren jede wieder für sich eine besondere Stadt bildete und ihre eigenen Ringmauern und Thore hatte. Freilich hatte es auch bereits manche harte Calamität zu bestehen gehabt. Durch einen furchtbaren Brand namentlich (1270) war es fast ganz in Asche gelegt worden; doch hatte es sich rasch wieder erhoben, und dem blühenden Reichthum seiner Insassen war weder daraus noch aus der momentanen Handelsstörung, die infolge der wiederholten Reichsunordnungen unter Kaiser Ludwig eintrat, ein dauernder Abbruch erwachsen. Wie sehr sich König Johann und sein Nachfolger auf dem Throne Böhmens, Karl IV., angelegen sein ließen, sich die Geneigtheit der egerer Bürgerschaft, die sich nur mit Widerstreben in die neue Zubehörigkeit zur Krone Böhmens fügen mochte, zu erwerben, davon zeugen die ausgedehnten Privilegien, die Beide der Stadt Eger verliehen. So ertheilte ihr der Letztere bei seiner Anwesenheit daselbst unter Anderm auch das Recht eigene Heller zu münzen, erneuete die Privilegien ihrer Mauth- und Zollfreiheit im Umfange des ganzen Reichs, und erwirkte ihren Handelsleuten dasselbe Vorrecht bei Ludwig, damaligem König von Ungarn, für den Umfang dieses Landes. Als er, zum Kaiser gewählt, nach Italien zog, folgten ihm in der That auch mehre der vornehmsten egerer Patricier dahin, denen er sodann zu Rom den Ritterschlag ertheilte. Als später Karl IV. (1372) gegen Brandenburg zog, um Otto von Brandenburg wegen unrechtmäßiger Verpfändung der Mark zur Rechenschaft zu ziehen, stellte Eger mit großer Bereitwilligkeit nicht nur eine namhafte Anzahl von Reisigen zu Fuß und zu Pferde, sondern auch noch 400 Rüstwagen zu seinem Heere.

Um so schlimmere, innere Händel hatte Eger unter Karl's IV.

Nachfolger, dem Könige Wenzel IV. zu bestehen, ungeachtet auch dieser auf jede mögliche Weise das Wohl der Stadt zu fördern sich bemühte. Den Anlaß dazu gaben die mancherlei Eingriffe, die sich die Ritter der nähern und fernern Umgegend in die verschiedenen Rechte und Vorrechte der reichbegüterten Stadt erlaubten, und die hier und da bis zur zügellosesten Belästigung, ja selbst bis zur wiederholten Plünderung der reisenden egerer Kauf- und Marktleute ausarteten. Die bei dem Könige eingebrachten Beschwerden, selbst als diese vom Magistrat bei Gelegenheit des Reichstags, den Wenzel IV. (1389) nach Eger ausgeschrieben hatte, wiederholt vorgebracht worden, waren fruchtlos geblieben. König Wenzel, selbst vielfach angefeindet und seines Throns unsicher, vermochte nichts Entscheidendes zu thun. Unter diesen Verhältnissen wußten sich die verlassenen und jeglicher Unbill ausgesetzten Egerer nicht anders Rath, als daß sie mit Bewilligung Kaiser Sigismund's sich endlich gegen Erlag eines jährlichen Entgelts von 200 Gulden in den Schutz des Burggrafen Johannes von Nürnberg begaben. Allein sie hatten sich damit nur noch übler gerathen. Zur Selbstwehr gedrängt, hatten sie im Jahre 1412 das Raubschloß Neuhaus im Selber Walde erstürmt. Die Metzger und Tuchknappen hatten sich bei dieser Gelegenheit ganz besonders hervorgethan. Zu Fuß und zu Roß, mit fliegenden Fahnen und den eben neu angeschafften „Stücken" waren sie vor das Schloß gezogen, hatten die auf der Burgzinne aufgepflanzte goldene Sonne herabgeschossen, die Burgbesitzer, Brüder Forster, gefangen genommen und gebunden nach Eger gebracht. Gleich darauf waren sie nach Graßlitz gezogen und ebenso verfahren. In Eger herrschte großer Jubel. Die Forster hatten ihre Burg an den König Wenzel verkaufen müssen, und dieser hatte sie gegen Erleg des Kaufschillings wieder an die Egerer abgetreten. Hierauf waren

die Forster wieder freigegeben worden. Nun aber begann für Eger ein fataler und langwieriger Proceß. Die gezüchtigten Ritter brachten bei dem Schutzherrn Egers, dem Burggrafen Johannes, die Klage wegen angethaner Gewalt an, und dieser, anstatt die Schutzbefohlenen zu schirmen, verurtheilte sie nicht nur zur Rückgabe der Burg und zum Verfall des Kaufschillings, sondern auch noch überdies den Bürgermeister und den gesammten ehrbaren Rath zum Zweikampf mit den saubern Herren Forster. Nebenbei noch nahm er für sich die sämmtlichen, im gegenwärtigen Baireuthischen gelegenen, nach Eger zuständigen Ortschaften in Anspruch und erklärte, als die Egerer deshalb eine eigene Deputation an ihn sandten, um ihm darüber Vorstellungen zu machen, die sämmtlichen Mitglieder derselben für vogelfrei. Wegen Abkommen von dem Zweikampfe mußte man sich sogar bis an den Papst wenden; der Proceß wegen des entrissenen Gebiets zog sich anderthalb Jahrhunderte lang hinaus. Burggraf Johannes ruhte längst auf seinen Lorbern in der Ahnengruft, als dieser Proceß sein Ende damit nahm, daß für Eger der größte Theil von Dem, was ihm entrissen worden war, auch wirklich verloren blieb; darunter die sogenannten Sechsämter Wunsiedel, Hochberg, Thierstein, Weißenstadt, Kirchenlamitz und Selb. Gleichzeitig verlor es auch das Stift Waldsassen. Den Schutz, den ihm Burggraf Johannes angedeihen lassen, hatte es somit theuer genug bezahlt.

Gewiß indeß wäre es mit alledem nicht so weit gekommen, wenn nicht zu gleicher Zeit die Stürme der hussitischen Revolution auch noch in weitern Kreisen die verschiedenen Rechtsbeziehungen mannichfach gelockert und gelöst hätten. Von den hussitischen Kämpfen selbst wurde zwar Eger ungleich weniger berührt, als bei seiner damaligen Bedeutendheit vermuthet werden möchte. Offenbar lag es dem Herde der Be-

wegung zu entfernt und stand hier auch noch das deutsche Element dem Anschluß an die, ihrem Kerne nach von der slawischen Bevölkerung Böhmens ausgehende Sache der hussitischen Demokratie entgegen. Der Senat wenigstens und die Patricier waren entschiedene Gegner des Hussitenthums. Zu wiederholten malen stießen egerische Contingente zu den Truppen, die Kaiser Sigismund gegen Žiška ins Feld stellte. Doch scheint die neue Lehre unter den weniger bemittelten Bürgern nicht ganz ohne Anhang geblieben zu sein. Thatsache ist, daß, als die Hussiten (1427) zum ersten male im egerischen Gebiet eingefallen waren, vier Bürger (Hösler, Waldvogel, Baumgartner und Broxy) als hussitischer Sympathien verdächtig ohne viel Federlesens auf Befehl des Senats sofort verbrannt wurden. Noch einmal im Jahre 1428 und zum dritten male 1430 erschienen hussitische Heeresscharen vor Eger. Das letzte mal jedoch mußte sich der Senat dazu bequemen, eine Brandschatzung von 1700 Gulden in Gold zu zahlen. Auch Žiška's Nachfolger, Procop den Großen, sah Eger einmal in seinen Mauern, jedoch nur aus Anlaß vorgeschützter Friedensverhandlungen, zu denen ihn Kaiser Sigismund dahin eingeladen, um mittlerweile Zeit zu neuen Truppenausrüstungen zu gewinnen. Zu Eger auch fand auf Veranlassung des Kurfürsten Friedrich von Sachsen jene vorläufige Besprechung mit den hussitischen Abgeordneten statt, durch welche diese sich bewegen ließen, sich unter sicherm Geleit nach Basel zu begeben.

Im besten Einvernehmen stand dagegen Eger zu dem utraquistischen Böhmenkönig Georg von Podiebrad. Zuerst hielt dieser daselbst einen glänzenden Landtag ab (1459), auf welchem er sich mit den benachbarten deutschen Fürsten einigte. Zur Befestigung des Bündnisses wurde hier zugleich die Doppelheirath zwischen seinen Kindern Heinrich und Zdena und den sächsischen Herzogskindern Margaretha und Albrecht

beschlossen, und festgesetzt, daß die beiden noch im Kindesalter stehenden Bräute ihren Hofstaat vorläufig in Eger halten sollten. Hier auch unterschrieb Georg den Breslauer Frieden (1460), hier hielt er (1461) einen zweiten Reichstag ab und feierte er die Vermählung seiner Tochter Zdena (1469). Die Gunst dieses Fürsten jedoch mußte Eger in den Augen der katholischen Hierarchie mit nichts weniger als dem Geruche des Hussitismus bezahlen. Papst Pius II. hatte (1462) den König in den Kirchenbann erklärt und alle Städte und Fürsten offen zum Abfall von ihm aufgefodert. Eger für seinen Theil mochte von diesem Abfalle nichts wissen. Ebenso wenig wollte es etwas davon hören, den ungarischen König Matthias anzuerkennen, als auch Papst Paul II. den Bannfluch über König Georg ausgesprochen und alle katholischen Städte und Stände diesem offen den Gehorsam kündigten. Vergebens versuchten Bischöfe und päpstliche Legaten der Stadt das Sündhafte ihrer Ausdauer in der Treue gegen einen ketzerischen Fürsten begreiflich zu machen. Sie erkannte das Alles an und hielt nach wie vor zu dem excommunicirten Fürsten. Freilich kam noch hinzu, daß mittlerweile in den egerischen Klöstern sowol als unter der Bürgerschaft die ketzerische Lehre merkliche Fortschritte gemacht. Die Franciscaner und Clarissinnen führten ein „sehr anstößiges freies Leben", und statt auf den erfolgten päpstlichen Befehl zur Ordensstrenge zurückzukehren, verließen sie das Kloster; nur ein einziger Mönch blieb darin zurück, und der war „lahm und blind". Der Tuchmacher Hans Schönbach hatte sich sogar öffentlich hören lassen, lieber sterben, als die neue Lehre verlassen zu wollen. Die Folge davon war, daß auch über Eger der Bannstrahl erging (1470). Während der Zeit, da es unter ihm lag, erging es der guten Stadt vielfach übel. Nicht nur stockte all ihr Handelsverkehr, auch Feuerbrände, Seuchen und

Räuber fanden sich ein, um dem Zorn des Himmels den rechten Nachdruck zu geben. Allein Eger hielt nach wie vor an seinem Könige und desgleichen zu dessen Nachfolger Wladislaw treu und unverbrüchlich fest, und so blieb denn dem Bannstrahl nichts übrig, als unverrichteter Dinge nach drei Jahren wieder aufzuhören.

Wie gegen das Hussitenthum, so stand auch Eger gegen die Reformation anfangs in erklärter Opposition. Zwar hatten bereits 1525 vereinzelte Erhebungen im reformatorischen Sinne unter den Bürgern sowol als unter den Landleuten stattgefunden. Allein der conservative Stadtrath hatte sie mit strenger Hand niederzuhalten gewußt. Fand auch die neue Lehre nichtsdestoweniger unter der Bürgerschaft zahlreiche Anhänger, so konnten doch diese unter dem beständigen Durchzuge katholischer Heeresmassen — Karl V. z. B. sammelte hier ein Heer von 100,000 Mann (1547) und fand sich persönlich zu dessen Musterung ein — an ein offenes Hervortreten mit ihrem Glaubensbekenntnisse nicht denken, und die wiederholten Auffoderungen der protestantischen Stände Böhmens zum Anschlusse an sie fanden von Seiten des Senats nur entrüstete Antworten. Im Jahre 1560, nachdem die Klöster von den Mönchen abermals gänzlich verlassen und die meisten von diesen selbst zum Protestantismus übergegangen waren, war bereits der größte Theil der Bürger entschieden protestantisch. Man wanderte scharenweise nach Waldsassen und andern protestantischen Orten der Nachbarschaft, um die lutherischen Prädicanten zu hören. Den ersten lutherischen Prediger selbst erhielt indessen Eger erst 1564, nachdem die Bürgerschaft sich wegen Zuweisung eines solchen an den Deutschen Orden gewandt. Der große Zwiespalt, der damals Europa in zwei Heereslager theilte, fand nun auch in Eger sein kleines Abbild. Katholiken und Protestanten befehdeten

einander nicht nur unter den Bürgern, sondern auch in der bisher unerschütterten Phalanx der Patricier und im Senate. Bald jedoch erhielt die protestantische Lehre die Oberhand. Als der Superintendent Hieronymus Thilesius, nachdem er daselbst 34 mal gepredigt und Schule und Gottesdienst in lutherischem Sinne reformirt hatte, von Eger schied, nahm der verehrliche Rath keinen Anstand, ihm als Dank 50 Reichsthaler und einen 52 Loth schweren silbernen Pokal zu votiren, und als nach dem Tode des Kaisers Matthias die Stände Böhmens Ferdinand II. den Gehorsam kündigten und den protestantischen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz anstatt seiner zum König von Böhmen ausriefen, bereiteten Bürgerschaft und Senat von Eger diesem den glänzendsten Einzug und huldigten ihm feierlich. Selbst nachdem die Schlacht am Weißen Berge (1620) über das Schicksal Friedrich's und mit ihm den Protestantismus in Böhmen entschieden, zögerte Eger noch immer Ferdinand II. anzuerkennen. Freilich ließ es dieser nachmals nicht daran fehlen, die abfällige Stadt, die sich immer noch etwas auf ihre alten Privilegien zugute that, seine kaiserliche Ungnade vielfach empfinden zu lassen. Ungerügt durfte sich jede kaiserliche Truppe, die über Eger ihren Marsch nahm, jede Bedrückung der Stadt sowie des Gebiets erlauben. Das Regiment Schaumburg z. B. allein kostete der egerer Bürgerschaft während einer kurzen Einquartierung nicht weniger als 50,000 Reichsthaler. Zwar ließ sich der Kaiser später (1623) durch eine eigens an ihn abgesandte Deputation dazu bewegen, die Stadt wieder in Gnaden aufzunehmen und sie von der über die protestantischen Stände verhängten Confiscation aller Güter auszunehmen. Allein die freie Religionsübung nach lutherischen Grundsätzen blieb ihr bis auf Weiteres untersagt, und mußte es sich Eger ungeachtet der kaiserlichen Verzeihung gefallen lassen, während des weitern Verlaufs

des Dreißigjährigen Kriegs als feindliche Stadt behandelt zu werden. Die Generale Albrecht von Waldstein und Tilly bestimmten es zum Sammelplatze ihrer Truppen, und unter ihren eigenen Augen durften ihre Kürassiere in Eger und im Egerlande hausen wie in einem eben eroberten Lande. Waldstein selbst, der vom 3. Aug. bis 3. Sept. 1625 zu Eger sein Hauptquartier nahm, legte der Stadt eine Brandschatzung von 30,000 Reichsthalern auf, die er nur, nachdem er sich von der vollkommenen Unmöglichkeit, eine so große Summe unter den verarmten Bürgern aufzubringen, überzeugt hatte, auf 7000 zu ermäßigen sich erbitten ließ. Außerdem aber hatte die Stadt ihm 200 Centner Pulver zu liefern.

Rasch aufeinander folgten nun die kaiserlichen Ordonnanzen, welche die Lösung der Frage der freien Religionsübung zum Zwecke hatten. Eger war zur Zeit fast ganz protestantisch. Es besaß, da es die Commende des Deutschen Ordens käuflich an sich gebracht hatte, das Recht der Besetzung der geistlichen Pfründen nach seinem Ermessen. Dieses Recht wurde ihm auf kaiserlichen Befehl zuerst abgenommen. Am 14. Dec. 1627 vollzog eine kaiserliche Commission den zwangsweisen Verkauf der Commendatur an den Orden der Kreuzherren, und die Stadtpfarrkirche, nun im Besitze dieses Ordens, wurde gesperrt. Ein Jahr darauf geschah ein Gleiches mit der Dreifaltigkeitskirche. Zugleich befahl ein kaiserliches Mandat, die protestantischen Prädicanten, jedoch ohne alle Valetpredigt und Geleit, binnen acht Tagen aus Eger und dem egerischen Gebiete zu schaffen. Die unterthänigste Vorstellung der Bürgermeister und des Raths, „sie bei der Augsburger Confession und die Prädicanten ihnen zu lassen", oder mindestens nicht mit ihnen so dringend vorzugehen, und ihnen in einer so wichtigen Gewissenssache wenigstens ein Jahr Bedenkzeit zu

gönnen, blieb ohne Erfolg. Am 28. Sept. 1628 zogen die Prädicanten ab und Kirchen und Schulen kamen an die Orden der Kreuzherren, Jesuiten, Dominicaner und Franciscaner. Um das Werk der Bekehrung zu beschleunigen, erhielten die Bürgermeister den Auftrag, jedem der Obern der genannten Orden täglich 20 Personen vorführen zu lassen, damit sie über ihre religiösen Zweifel aufgeklärt würden. Die nach dreimaliger Vorladung immer noch zu erscheinen sich weigern würden, sollten mit der Ausweisung aus der Stadt bedroht werden. Das Lesen protestantischer Bücher wurde verpönt und der Kreuzherrencommendator zugleich zum Büchercensor bestellt. Als unter solchen Verhältnissen ein großer Theil der Bürgerschaft seine Gründe und Häuser zu veräußern anfing und sich zur Auswanderung anschickte, setzte der Kaiser einen kategorischen Auswanderungstermin von acht Tagen fest, und beauftragte die Reformationscommission von jedem des Glaubens wegen Auswandernden zuerst das Fünftel seiner Habe als Abfahrtsgeld einzufodern. Zugleich verbannte er den sämmtlichen Magistrat, weil er im Bekehrungswerke es offenbar an dem nöthigen Eifer mangeln lasse. Ein Theil der Einwohnerschaft legte nun allerdings das verlangte Bekenntniß ab. Allein gerade die reichsten Familien wanderten aus, nachdem sie ihre Liegenschaften in klingende Münze verwandelt, und bereitwillig das ihnen zubemessene Fünftel auf den Rathstisch gelegt hatten. Die wichtigsten, seit Jahrhunderten den Wohlstand Egers begründenden Handelsbeziehungen wurden dadurch aufgelöst, die blühendsten und einträglichsten Erwerbsquellen versiegten. Der Grund zur Verarmung Egers war gelegt. Den weitern Ereignissen blieb nur vorbehalten, den Verfall zu vollenden.

Wie wenig ernst es den Zurückgebliebenen mit ihrer Rückkehr zum Katholicismus gewesen, das sollte sich bald zeigen,

als Sachsen in der Bundesgenossenschaft Gustav Adolf's Böhmen zu erobern sich anschickte und Eger durch den Verrath eines namhaften Theils seiner Bürger, die von dem Kurfürsten die Wiedereinführung der protestantischen Lehre hofften, in die Gewalt des sächsischen Commandanten von Carlowitz gerieth (1631). Sofort wurde in der Pfarrkirche wieder protestantischer Gottesdienst gehalten und die katholischen Priester sahen sich genöthigt unter bewaffnetem Geleite die Stadt zu verlassen (1. Jan. 1632).

Doch war dieser neuerliche Sieg der protestantischen Partei nur von kurzer Dauer. Albrecht von Waldstein war nach Abschluß des Regensburger Fürstentags seines Commandos über die kaiserlichen Truppen zwar enthoben worden (1630); allein der Kaiser, der das Enthebungsdecret nur ungern unterfertigt, sah sich gar bald, nachdem er die Schlacht vor Leipzig und sofort darauf Böhmen verloren, genöthigt, den beiseite gesetzten Feldherrn wieder an die Spitze seiner Truppen zu berufen, unter Bedingungen freilich, in denen er sich selbst ein Zeugniß der aufs höchste gestiegenen Noth ausstellte. Waldstein sammelte bei Znaim ein schlagfertiges Heer um seine Fahne und eroberte in raschem Siegeszuge Böhmen zurück. Am 19. Juni 1632 rückten seine Truppen unter General Holka in Eger ein, am 26. desselben Monats folgte ihm Waldstein an der Spitze von 30,000 Mann, um die schwedische Armee in Franken aufzusuchen und ihr bei Nürnberg die Schlacht zu liefern. Nachdem Waldstein nach der Schlacht bei Lützen nach Böhmen zurückgekehrt war und hier überwintert hatte, stellte er im Frühjahr 1633 sein Heer neuerdings zwischen Pilsen und Eger auf. Eger war die ganze Zeit über von Adelshofer'schen und Trčka'schen Mannschaften besetzt gewesen und seufzte unter den Lasten unaufhörlicher Einquartierung, Requisition und Gelderpressung,

und überdies unter dem neuerwachten katholischen Rückbekehrungseifer.

Nach seinem siegreichen Zuge durch Schlesien war Waldstein, auf dem der Verdacht usurpatorischer Absichten bereits lasten mochte, mismuthig über die Befehle, mit denen der Kaiser, ungeachtet der ausgestellten unbedingten Vollmacht, seine Feldzugsplane fortwährend kreuzte, nach Pilsen zurückgekehrt, um durch freiwillige Resignation einer neuerlichen Entlassung vorzubeugen. Allein es war bereits zu spät. Der Kaiser hatte seine zweitmalige Absetzung bereits beschlossen und dem Grafen Clam-Gallas den Oberbefehl über die sämmtlichen Truppen übertragen. Waldstein, hiervon benachrichtigt, eilte mit seinen Freunden nach Eger, wo das Regiment seines Schwagers Adam Trčka von Lipa in Garnison lag, um hier wenigstens seine Person zu bergen. Am 24. Febr. 1634 traf er hier ein. Gefolgt war ihm das Regiment Buttler, die Generale Illo und Wilhelm von Kinsky.

Die Anstalten, die er sofort traf, erregten zunächst den Verdacht Buttler's und des Stadtcommandanten Gordon, eines Schotten, den Waldstein selbst vom Gemeinen bis zum Oberstlieutenant erhoben. In der Nacht zudem brachte ein Kurier von Prag die Proclamation des Grafen Gallas. Major Leßlie händigte diese dem Generalissimus, der sein Quartier „bei der alten Apotheke in Alexander Pachelbl's Haus" genommen hatte, ein. Die Aeußerungen, die Waldstein, nachdem er von dem Inhalte der Schrift Kenntniß genommen, fallen ließ, ließen auch Leßlie errathen, daß der neuerdings abgesetzte Feldherr nichts weniger als gesonnen sei, sich wie das erste mal gleichmüthig auf seine Güter zurückzuziehen. Er suchte den Stadtcommandanten auf und machte ihm von seinen Befürchtungen Mittheilung.

Als am 25. Febr., nach einer Conferenz, die Waldstein mit seinen Freunden gehalten, General Illo den

Stadtcommandanten Gordon, den Obersten Buttler und den Oberstlieutenant Leßlie zu sich rufen ließ, um sie von den Beschlüssen, die gefaßt worden waren, in Kenntniß zu setzen, erklärten diese, sich zuvor eine Bedenkzeit von 24 Stunden bedingen zu müssen, ehe sie im Stande wären, sich zu irgendetwas zu verbinden. Was sie bisher nur vermuthet, war ihnen nun zur Ueberzeugung geworden.

Sie faßten den Entschluß, sich den Dank des Kaisers zu erwerben. Gordon wohnte im Schlosse. Er erbat sich zu weitern Aufklärungen den Besuch der Generale Illo, Trčka und Kinsky und des Rittmeisters Neumann — des Secretärs Waldstein's — für den Abend dahin. Nichts Böses ahnend leisteten diese der Einladung Folge.

Als sie um 6 Uhr im Schlosse eintraten, ahnten sie nicht, daß ihnen 30 Mann vom Regiment Buttler's, angeführt vom Major Geraldin und drei Hauptleuten, auf dem Fuße folgten und sofort den Corridor und das Zimmer neben dem Saale besetzten. Während des Abendmahls, da der Wein ihnen die Zungen gelöst, sprachen sie sich offen über den Undank des Kaisers aus und versicherten, daß Waldstein der Mann danach sei, dem Kaiser, der — wie die egerer Rathschronik schreibt — „die deutsche Freiheit so sehr unterdrücke", entgegenzutreten. Ihre Toaste galten dem Feldherrn.

Da erhebt sich, nach 7 Uhr etwa, als eben das Dessert aufgetragen wird, Leßlie. Auf ein Zeichen, das er gibt, rasselt die Zugbrücke empor und aus dem Nebenzimmer stürzen sechs Mann unter der Anführung Geraldin's und Deverour' in den Saal. Buttler, Gordon und Leßlie erheben die Lichter. Die Geladenen fahren empor und wollen nach ihren Waffen. In demselben Augenblick stürzt der Tisch, und Kinsky und Illo sinken durchbohrt zu Boden. Trčka setzt sich zur Wehre. Drei seiner Angreifer fallen unter den Streichen seiner Waffe.

Allein nun sinkt auch er zu Tode getroffen. Rittmeister Neumann fällt auf der Flucht.

So schnell, daß die Soldaten, in der Meinung er sei einer der vier dem Tode Geweihten, ihm zwei Schüsse nachsenden, eilt Leßlie aus dem Schlosse und nach dem Markt. Die Wache, aufgeschreckt durch die Schüsse, findet er hier unter dem Gewehr. Kurz eröffnet er ihr was vorgefallen und fodert sie im Namen des Kaisers auf, Waldstein zu arretiren. Hundert Dragoner sprengen unterdessen durch die Steinstraße heran und besetzen den Markt, bereit, jeden Versuch einer Demonstration zu Gunsten des Herzogs blutig zu unterdrücken; Buttler und Gordon folgen ihnen. Nur eine Frage wird noch laut: „Gefangennehmen oder Tod?" — In drei Tagen, hatte sich Rittmeister Neumann geäußert, werde Waldstein über eine Armee verfügen, wie noch keine auf deutschem Boden gesehen worden. Wer wollte da noch säumen? Wer konnte noch zweifeln? Devereux entschied die Frage kurz. Er ergreift eine Partisane, dringt ins Rathhaus und in Waldstein's Vorzimmer. Den Kammerdiener, den er hier findet und der ihn ersucht, sich ruhig zu verhalten, streckt er todt nieder, stößt sodann mit dem Schafte der Partisane die Thür von Waldstein's Schlafgemach ein und dringt in dieses. Waldstein ist aus dem Bette, im Hemd. Er steht am Fenster. Offenbar hat ihn der Lärm geweckt und er hat mit angesehen, was sich auf der Straße gegen ihn vorbereitete. Gefaßt wendet er sich gegen den Eindringenden. Mit Worten der Schmach erklärt ihm dieser, daß er sterben müsse und daß ihm nur noch ein kurzer Augenblick zum Beten gegönnt sei. Statt aller Antwort kehrt ihm Waldstein die entblößte Brust zu — und stürzt im nächsten Augenblick von der Partisane durchbohrt zu Boden — „ohne einiges Aechzen und ohne eine Silbe zu sprechen", schreibt die egerer Rathhauschronik.

Des folgenden Tags reiste Deveroux nach Wien, um über das Geschehene persönlich zu berichten. Buttler und Gordon gaben dem versammelten Rathe von dem Vorfalle Kunde und foderten ihn zur Erneuerung seiner Eidespflicht gegen den Kaiser auf. Buttler mit seinem Reiterregiment zog bald ab. Gordon verließ Eger erst im Juni des folgenden Jahres. Von den confiscirten Gütern Waldstein's erhielten Leßlie Neustädtl, Piccolomini Nachod, Colloredo Opočno, Gallas Friedland. Die Familien Gallas und Colloredo besitzen die auf sie entfallenen Güter noch jetzt. Neustädtl ist im Besitze der Fürsten Dietrichstein-Proskau-Leßlie. Die Güter Kinsky's erhielt Feldmarschall Aldringen, von dessen Erben sie jedoch bald auf die Familie Clary übergingen. Nachod gehört gegenwärtig dem Fürsten von Lippe.

An des Friedländers tragisches Ende übrigens erinnern den Reisenden in Eger nur noch die letzten Reste der alten Burg, eines der ältesten Bauwerke der Stadt, das jedoch, seit Gordon es verlassen, nicht wieder bewohnt und dem Verfalle überliefert worden, bis die Franzosen (1742) das obere verödete Stockwerk abbrachen; sodann die Stube, in welcher er selbst den Todesstoß erhalten — im gewärtigen Rathhause — und worin außer zwei nicht sehr künstlerischen Darstellungen der beiden Hauptmomente der Mordnacht und einem desto trefflichern Porträt Waldstein's auch zwei Waffenstücke aufbewahrt werden, die in jener Nacht eine Rolle gespielt haben — sollen. Zuweilen nur pflegt ein kritischer Cicerone, um seine Belesenheit darzuthun, dem Reisenden auch noch die Bemerkung zum besten zu geben, daß Waldstein und Schiller's „Wallenstein" eigentlich eine und dieselbe Person gewesen seien, nur daß Schiller, offenbar nicht ganz wohl unterrichtet, die Sache etwas „poetisch" und nicht ganz wahrheitsgemäß „ausgeschmückt" habe.

An den unmittelbaren Geschicken Egers indessen änderte dieser Zwischenfall nichts. Die Lasten des Kriegs und die Emigration der reichen Protestanten währten fort und mit ihnen das Verfallen und Verarmen Egers. Kaiserliche und feindliche Truppen lösten einander nur ab, um Stadt und Gebiet plündernd zu durchstreifen und vollends zu verwüsten, was die Vorgänger allenfalls noch stehen gelassen. Das Regiment Goldacker beispielsweise verursachte der Stadt allein binnen Jahresfrist gegen 50,000 Gulden Auslagen.

Die Nachricht von der Annäherung der siegreichen Schweden kostete den Egerern vor allem Andern ihre drei Vorstädte, die der kaiserliche Stadtcommandant Paradeiser sofort am Abend des 20. Juni 1647 niederbrennen ließ. Am 21. Juni erschien General Wrangel wirklich. Am 25. begann er die Beschießung der Stadt und am 18. Juli hielt er seinen Einzug, nachdem die Kaiserlichen auf Discretion capitulirt hatten. Die Brandschatzung, die Eger abermals zu zahlen hatte, betrug 17,000 Thaler. Dafür sah es in der Stadtkirche wieder protestantischen Gottesdienst halten und überhaupt viele seiner ehemaligen protestantischen Bürger zurückkehren, und hatte die Genugthuung, daß ihm, als nach Abschluß des Westfälischen Friedens die Schweden abzogen (1649), durch diese die freie protestantische Religionsübung gesichert blieb. Jedoch währte diese nicht sehr lange. Ungeachtet sich abermals die Mehrheit der Bevölkerung als protestantisch vorfand, mußten die neuaufgenommenen Prädicanten nach 30 Monaten auf kaiserlichen Befehl wieder das Feld räumen, die lutherischen Bürgermeister abtreten und wurde Denjenigen, die nicht katholisch werden wollten, abermals nur die Wahl der Auswanderung gelassen. Und noch einmal zogen die wohlhabendsten Familien aus der Stadt und wandten sich theils nach Franken, theils nach Sachsen, indeß nur die minder Bemittelten zurück-

blieben und nach den eigenen Worten des Chronisten Eberhard ein großer Theil sich geradezu nur aus Noth in die eifrigsten Katholiken umwandelte. Zu Ende des Jahres 1654 war Eger wieder ganz katholisch und blieb es seitdem. Der wiederholentlichen Rolle, die es während der letzten Kriege gespielt, hatte es nun die Erhebung oder vielmehr Umschränkung zu einer Festung zu verdanken und seitdem eine ununterbrochene militärische Besatzung. Zum Festungsbau sollten unter Anderm die Erträge des Sauerbrunnens verwendet werden, dessen Versendung bereits um das Jahr 1600 begonnen hatte. —

Arg verschuldet war Eger aus dem Dreißigjährigen Kriege hervorgegangen. Der Kampf, den die deutsche Christenheit gegen den Erbfeind führte, hatte ihm auch nicht viel mehr als eine neue Schuldenlast eingetragen. Gerade zu rechter Zeit kamen daher der verarmten Stadt die folgenden Jahre des Friedens. Sie bezahlte während dieser nicht nur ihre Schulden an Nürnberg, Leipzig, Prag, Wien u. s. w., sondern kaufte noch eine Reihe von Gütern und sonstigen Liegenschaften an, deren Erträgnisse ihr zur Hebung des Gemeinwesens sowol als zur Förderung des Einzelnen ihrer Bürger sehr wohl zustatten kamen und die auch noch zur Stunde ihren Besitz ausmachen. Dahin gehören unter Anderm die zurückgekauften Liegenschaften des Deutschen Ordens, die Güter Ottengrün, Seeberg, Liebeneck, Höflas, Oberkunreut, Diemreut, Pilmersreut u. s. w. Unter Karl VI. endlich wurde sie mit Erneuerung ihrer sämmtlichen Privilegien zur königlichen Stadt erhoben und der Krone Böhmen, zu der sie bisher noch immer im Pfandverhältniß stand, vollends einverleibt.

Eine harte Zeit jedoch hatte Eger bald wieder infolge des Oesterreichischen Erbfolgekriegs zu bestehen. Nach einer 17tägigen heldenmüthigen Vertheidigung hielten die Franzosen unter

Moritz von Sachsen darin ihren Einzug. In ihrer Gewalt blieb es volle fünf Vierteljahre hindurch. Die Kosten, die Eger während dieser Zeit zu tragen hatte, und das Elend und die Noth, die diese Besatzung für Bürger und Bauern mit sich führte, übertrafen womöglich noch jene des Dreißigjährigen Kriegs. Da Karl Albrecht, Kurfürst von Baiern, nach der Eroberung Prags daselbst als König von Böhmen gehuldigt worden war und Eger seine Abgeordneten zu dieser Huldigung zu senden verweigert hatte, so betrachtete Moritz von Sachsen die Stadt als in Rebellion begriffen, und die französiche Intendanz zu Prag legte ihr zur Strafe eine Brandschatzung von 200,000 Gulden auf, ganz abgesehen von den unermeßlichen Requisitionen an Getreide, Fourrage, Holz, Munition u. dergl. Von Zeit zu Zeit war die Truppenanhäufung in der Stadt so groß, daß die Bürger ihre letzten Kammern zu deren Unterbringung einräumten. Alle Kirchen und Klöster waren in Spitäler verwandelt. Neue Gottesacker mußten angelegt werden, um die zu Tausenden hierhergebrachten und zu Hunderten sterbenden Verwundeten nur bestatten zu können. Zu Neujahr 1742 war Böhmen wieder von den Kaiserlichen zurückerobert. Nur Eger, die einzige Stadt, blieb noch von den Franzosen besetzt. Als im October Graf Kolowrat zu ihrem Entsatze herangerückt war, hatte die Noth und der Geldmangel bereits eine solche Höhe erreicht, daß Nothmünzen aus Zinn geprägt, Pferde, Hunde und Katzen geschlachtet werden mußten. Eine Katze wurde schließlich mit einem Laubthaler bezahlt. Als Kolowrat nach endlich erfolgter Capitulation am 9. Sept. einrückte, fand man die französischen Soldaten verhungert auf den Grasplätzen umherliegen, das Gras noch zwischen den Zähnen, mit welchem sie die letzten Lebensreste zu fristen versucht hatten. Gegen eine halbe Million hatten blos die Stadtfonds während dieser Occu-

pation baaren Schaden gelitten. Doch wurde es seit der Zeit, eine kurze Beschießung durch die Preußen im Jahre 1761 ausgenommen, von feindlichen Waffen nicht wieder heimgesucht, wiewol es auch während der französischen Kriege vielfache Truppendurchzüge und bedrückende Einquartierung zu erfahren hatte. Während dieser (1808) hörte es auch wieder auf eine Festung zu sein, nachdem es bereits unter Maria Theresia und Kaiser Joseph seine althergebrachte städtische Verfassung und unter Anderm auch das Recht, eine eigene Stadtmiliz zu halten, eingebüßt hatte. Bei Gelegenheit der letzten Neugestaltung der politischen Verhältnisse in Oesterreich (1849) hörte es mit seinem Gebiete zugleich auf ein abgesonderter Bezirk zu sein, wurde eine Kreisstadt und steht nun in jeder Beziehung den übrigen Städten Böhmens gleich.

Von seiner ehemaligen Größe begegnen uns in Eger nur noch vereinzelte Erinnerungen. Sein ältestes Baudenkmal ist der sogenannte Schwarze Thurm in der Nähe der Burgruine, aus Lavamasse des nahen Kammerbühls aufgeführt. Eine beredte Führerin weiß uns seinen Ursprung bis in die Markomannenzeit zurückzuversetzen, doch glauben wir nicht, daß er viel über die Zeit der Vohenburger hinausreiche. Das interessanteste Denkmal in architektonischer Hinsicht jedoch ist die uralte Doppelkapelle im Hofe der alten Burg, auf die wir den Reisenden ganz besonders aufmerksam machen. Von besonders eigenthümlicher Schönheit sind die schlanken Säulen und die Spitzwölbung der obern Kapelle. Leider ist über die Zeit, in welche der Bau dieser Kapelle fällt, durchaus nichts Gewisses bekannt. Ermittelt ist nur, daß sie um das Jahr 1213 bereits bestand. Unbenutzt blieb sie seit der Mitte des 16. Jahrhunderts.

An den Glanz des alten egerischen Patricier- und Bürgerthums erinnert nur noch hier und da in einer alten

Familientruhe der schwergoldene Kopfputz einer längst dahingeschiedenen Urgroßmutter — der weite, bis zu den Fersen reichende graue Radmantel mit schwerem goldbrocatenem Krauskragen, in welchen gehüllt man noch da und dort eine der alten Frauen ihre kleinen Einkäufe besorgen, oder unter den Bäumen vor der Kirche auf einem Steine sitzen und einer milden Gabe harren sieht — die von dem Griffel tüchtiger Baumeister zeugenden Façaden einiger alten Häuser, endlich auch manches alte, verrauchte Gemälde und eine Menge sonstiger kleiner Kunstsachen, denen man in vielen alten Wohnungen begegnet und die nicht nur von dem Reichthum, sondern auch von dem mäcenatischen Sinne der theils ausgewanderten, theils ausgestorbenen Geschlechter sprechende Kunde geben. Insbesondere beliebt scheint die Schnitzkunst in Bein und Holz gewesen zu sein. Unter den Colonnaden Franzensbads findet sich aus jenen Zeiten noch manches interessante alte Denkmal zum Verkaufe ausgeboten. Die prächtigen Holzschnittwerke in der großen und schönen Kirche zu Waldsassen, das sonst zu Eger gehörte, stammen von einem egerer Meister, nicht minder die beiden kunstreichen Schreibkästen, die in dem egerer Rathhause als zu des Herzogs von Friedland Stubeneinrichtung gehörig aufbewahrt werden, und ein Eigenthum der Patricierfamilie Pachhelbl gewesen sein mögen.

Ob Eger, die volkreiche und im Ganzen von braven und thätigen Menschen bewohnte Stadt je wieder zu einer höhern Bedeutung gelangen wird, als es in diesem Augenblick besitzt, hängt von Umständen ab, die außerhalb desselben liegen. Die Eisenbahnen sind allmächtig. Wünschen wir, daß sie ihm eine gesegnete Zukunft bereiten!

III.

Marienbad.

1.

Route dahin: Sandau, Königswart. — Der erste Eindruck von Marienbad. — Geschichtliches darüber. — Dr. Nehr.

Wir wenden uns von Eger nach dem etwa neun Stunden von hier entfernten Marienbad.

Die Straße, nachdem sie bei Grasnitz die Wondrab überschritten, verläßt bald darauf das egerer Gebiet, um an den Abhängen der königsberger Höhen hin sich in mäßiger Steigung gegen das südwestliche Mittelgebirge zu erheben. Frischer Wiesengrund und waldbesetzte Stellen wechseln zu beiden Seiten des Wegs ab. Auch die Baumcultur scheint sich einer etwas regern Pflege zu erfreuen, sowie wir das Egerland hinter uns haben und uns Sandau nähern, wiewol sie auch hier keinen besonders dankbaren Boden finden mag. Sandau selbst, eine kleine Berühmtheit wegen seiner industriösen Dosenfabrikation, ist ein stilles, von Wäldern umragtes Städtchen, eine kleine Stunde von der bairischen Grenze, zugleich Poststation auf halbem Wege zwischen Eger und Marienbad. Etwa eine Viertelstunde oberhalb dieses Orts theilt sich die

Straße in zwei Arme. Der eine zu unserer Rechten übersetzt den Kamm des genannten Gebirges und verfolgt über Altwasser die Richtung gegen Plan und das weitere südöstliche Böhmen, indem er sich zugleich bei Groß-Siehdichfür gegen Marienbad abzweigt; der andere zu unserer Linken erreicht dasselbe Ziel an dem Schlosse und Städtchen Königswart vorbei. Etwa eine halbe Stunde seitwärts dieser Straße auf einem Felsen in der düstern Tiefe des Kaiserwaldes lag vor alters das feste Raubschloß Wurschen-, später Vorschengrün, dessen Herren die Gegend auf viele Stunden hin äußerst unsicher machten. Die Namen einzelner Orte in dieser Gegend, z. B. „Siehdichfür" und „Giebacht", erinnern noch heute an jene böse gewaltthätige Zeit. Besonders lästig aber mochte dieser Zustand den ämsigen egerer Kaufleuten gewesen sein, weshalb denn die Stadt gegen diese Veste einen Feldzug ausrüstete und nach einer langwierigen und mühsamen Belagerung sie endlich bezwang und zerstörte. Die spätern Besitzer des Gebiets von Wurschengrün bewohnten das Schloß Königswart, das, dem Inhalte eines Majestätsbriefs des Königs Wenzel vom Jahre 1398 nach, von Herrn Heinrich Pflugk auf dem nächst Vorschengrün gelegenen Berge erbaut worden. Später bewohnten dieses Schloß auch die Herren von Zedtwitz und noch jetzt heißen die Häuser im Städtchen Königswart, wo dieses alte Schloß einmal gestanden, die „Ritterhäuser". Die Herren von Metternich erst, die das Gut im Jahre 1630 von der böhmischen Kammer erkauften, legten den Grund zu dem neuen, unterhalb der Stadt gelegenen Schlosse, das, von seinem gegenwärtigen Besitzer, dem Fürsten Clemens Wenzel Lothar, mit großer Vorliebe erweitert und verschönert, zur Zeit einer der freundlichsten Herrenlandsitze Böhmens ist. Die unter diesem Fürsten restaurirte Schloßkapelle enthält unter Anderm ein interessantes Geschenk des Papstes Gregor XVI., einen, aus einem einzigen

Stück gemeißelten Altar mit Einlagen aus dem blauen Marmor der Säulen der von Kaiser Konstantin erbauten und im Jahre 1823 abgebrannten St.-Paulskirche zu Rom. Die in der Nähe des Städtchens entspringenden, von Steinmann und Berzelius analysirten alkalisch-erdigen Eisenquellen — Marienquelle, Eleonorenquelle und Badequelle — enthalten allerdings nur geringe Quantitäten fester Bestandtheile und freier Kohlensäure, dürften aber dennoch eine größere Beachtung verdienen.

Unsere Fahrt über Altwasser verfolgend erreichen wir das bereits erwähnte Dorf Groß-Siehdichfür, in welchem sich die Straßen aus Südböhmen vereinen, um sich von hier aus in nordöstlicher Richtung nach Marienbad fortzusetzen. Eine hübsche, wohlgepflegte Straße führt uns endlich längs des strauchumwachsenen Auschabachs und zwischen den Abhängen des Darnbergs und des Hamelikabergs vom Süden her an dem freundlichen Curort, dessen Nähe sich allenthalben durch sorgfältig gehaltene Anlagen und zerstreute einzelne Bauten ankündigt. In einem nach Norden, Osten und Westen von waldbesetzten Höhen geschlossenen, und nur gegen Süden sich öffnenden und zugleich abdachenden Thalgrunde, zum Theil in der Tiefe, zum Theil an den Abhängen gelegen, bereitet der Ort dem Nahenden einen wahrhaft wohlthuenden, erfrischenden Anblick. Mit seiner Fülle von Bäumen und Büschen, mit den mannichfach gewundenen, sandbestreuten Pfaden, mit den laubumschatteten Bächen, mit den eigenthümlich geordneten, hellblinkenden Häuserreihen und den überragenden Waldungen, endlich mit seiner Kirche, seinen Bänken und seinen Brunnentempeln nimmt sich das Ganze eher wie ein vielbewohnter Park als wie eine kleine Ortschaft aus. Unstreitig hat Marienbad die vielen örtlichen Reize, von denen Goethe und Zschokke zu ihrer Zeit so manches Schöne zu sagen wußten, zunächst

seiner Situation zu verdanken. Nach dieser jedoch muß man den glücklichen Verhältnissen, unter denen es, wenngleich ebenfalls nicht ohne Mühe und Opfer, entstand, und der Kunst, die sich seiner annahm, zum großen Theil Das zuschreiben, wozu es sich seit seinem kaum funfzigjährigen Bestande erhoben.

Die erste Kunde sowie die weitere Entwickelungsgeschichte Marienbads ist mit der des nahen Stifts Tepl innig verwachsen. In Erfüllung eines frommen Gelübdes war dieses Stift zu Ende des 12. Jahrhunderts von dem reichen böhmischen Wladiken Hroznata (spr. Hrosnata) aus dem Hause Guttenstein gegründet, den Chorherren des Prämonstratenserklosters Strahow (bei Prag) übergeben und außer andern Territorien für ewige Zeiten zugleich mit den auschowitzer Waldforsten dotirt worden. Diese Waldforste nun schlossen zugleich den Quellenboden des heutigen Marienbad in sich. Der fromme Stifter trat nach der Zeit selbst in den Orden ein, wurde aber nicht lange nachher auf einer Reise von deutschen Raubrittern gefangen genommen und auf der Veste Kinsberg unweit Eger eingekerkert, allwo ihn auch der Tod ereilte. Seine, mit schwerem Gelde eingelöste Leiche begruben die dankbaren Chorherren in der Stiftskirche, in der Nähe des Hauptaltars.

Indeß der Quellen geschieht weder in den ältesten noch auch lange hinaus in spätern Stiftsurkunden Erwähnung, bis auf einen interessanten Auftrag Kaiser Ferdinand's I. vom 27. April 1528*), in welchem dieser seinen „andächtigen getrewen, lieben Antony, Abt zu Töpl", auf die Mittheilung eines Herrn Christoph von Grundorff hin auffodert, den zugleich mitkommenden Kammerboten sofort an den „Salzbrunnen", der sich auf den Gründen des Convents zu Tepl

*) Aufbewahrt im Stiftsarchiv.

befinden solle, zu geleiten, „davon soll er wasser in Flaschen schöpfen, vnd vns weiter zu vnserer Notturfft zu versuchen vnd zu ermustern überantworten". Kaiser Ferdinand hoffte nämlich, sich in seinem Lande Böhmen durch die Errichtung eines Salzbergwerks oder einer Saline ein bleibendes Denkmal zu gründen. Der Versuch jedoch mislang, was uns bei unserer heutigen Kenntniß der Quellen durchaus nicht Wunder nimmt. Nichtsdestoweniger wurde, nebenbei gesagt, noch einmal unter Ferdinand II. und abermals unter Leopold I. (1665) versucht, aus den auschowitzer Quellen Kochsalz zu sieden, selbstverständlich mit demselben Erfolge.

Die erste gedruckte Notiz über diese Quellen findet sich erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts (1603) in Johannes Thölde's „Haliographie": „Bei einem Kloster zu der Döpl genannt, findet sich eine Salzsoole in einem großen Walde." Ohne Zweifel meinte er dieselbe, an welcher Ferdinand I. seinen Salzsiedeversuch hatte anstellen lassen, und gab vielleicht dadurch mit Anlaß zu den spätern Wiederholungen dieses Experiments.

Ausführlicheres erst berichtet Bohuslaw Balbin, der fleißige Historiograph Böhmens im 17. Jahrhundert (1679), der zu dem damaligen tepler Chorherrn Aloisius Hackenschmidt in befreundeten Verhältnissen stand und dem dieser die bezüglichen Daten lieferte. Dieser Chorherr berichtet seinem Freunde von nicht weniger als etwa 60 Quellen, die sich zu seiner Zeit im Gebiete des Stifts Tepl vorgefunden haben sollten und von denen er einen großen Theil genau nach ihrer Lage bezeichnet. Dem Müller am Fuße des Podhornberges, eine halbe Stunde vom heutigen Marienbad, fließt sogar ein Säuerling neben dem Ofenloche in die Küche. Bei dem Dorfe Auschowitz, eine Meile vom Stift gegen Eger hin, kennt er sechs Quellen, zwei unmittelbar am Dorfe, vier im nahen Walde, deren „vorzüglichster und bekanntester seines über-

wiegenden Salzgehalts wegen der Salzquell geheißen und vorzugsweise in ärztlichen Gebrauch gezogen wird". Aber auch die andern werden von den Geistlichen des Stifts bei sich ergebenden Erkrankungsfällen „auf Verordnung des Arztes" getrunken. Es ist dies zugleich eine der ersten medicinischen Kunden, die wir von den marienbader Heilquellen haben.

Von Aerzten erwähnt ihrer zuerst der karlsbader Arzt Dr. Reudenius, den wir bereits kennen, in einem Briefe vom 6. Mai 1606 an den tepler Abt Andreas Ebersbach, woraus zu ersehen, daß er eine dieser Quellen — wahrscheinlich die vorzüglichste — untersucht und gefunden habe, daß sie Vitriolgeist — spiritum vitrioli — enthalte, dem sie auch ihre ausgezeichnete Heilkraft verdanke. Im Jahre 1609 auch verordnete er dies Wasser dem Freiherrn Joachim Liebsteinsky von Kolowrat. Aber auch zu Bädern wurden schon um dieselbe Zeit diese Quellen benutzt und zwar insbesondere eine, die wir unter dem Namen „Stenker" verzeichnet finden. Es ist dies die heutige Marienquelle. Die Heilung des gichtbrüchigen Dr. Prudentius, Raths Kaiser Rudolf's II., der sich auf Anrathen des uns ebenfalls bereits bekannten egerer Stadtarztes Dr. Hörnigk an diese Quelle bringen ließ und in ihr badete, erregte ihrer Zeit so großes Aufsehen, daß der Chronist sie aufzeichnen zu müssen glaubte. Zahlreiche Fremde, namentlich aus den benachbarten Gauen, kamen nun zu den auschowitzer Quellen wie zu geweihten, wunderthätigen Brunnen herbei, um hier für die verschiedensten Gebrechen Hülfe zu suchen, sodaß Abt Raimund Wilfert II. sich veranlaßt fand, sie auf Anrathen des Stiftsarzts Dr. Curtius reinigen und nothdürftig fassen, und theilweise zur Unterkunft dürftiger Kranken, theils zum Aufenthalt für die von den Quellen während des Sommers Gebrauch machenden Stiftsmitglieder das Schlößchen Hammerhof erbauen zu lassen (1710).

Seine besondere Aufmerksamkeit scheint hierauf der Chorherr Damian Schulz, zugleich Apotheker des Stifts, diesen Quellen zugewandt zu haben. Namentlich ließ er eine derselben mit Quadersteinen fassen, überdachen und einzäunen und in ihrer Nähe ein Kreuz errichten, wonach sie auch von jener Zeit an der „Kreuzbrunnen" genannt wurde. In einem hölzernen Siedhause, das er gleichfalls in ihrer Nähe aufführte, dampfte er aus ihrem Wasser in zwei eisernen Kesseln ein Salz ab (1749), das Jahrzehnde lang unter dem Namen „Tepler Salz" bekannt und gesucht blieb und dem Stifte jährlich ein kleines Abkommen abwarf.

Die ersten Monographen fanden die auschowitzer Wässer in dem prager Arzte Dr. Scrinci (1760) und in dem Med. cand. Zauschner (1766), welcher Letztere, nachdem der Name „Kreuzbrunnen" bereits festgestellt war, den unlieblichen Namen „Stenker" durch „Marienquelle", nach einem Marienbilde, das in dessen Nähe an einem Baume hing, und den von Scrinci gewählten „Ordinari Trinkbrunn No. 1" zu Ehren des damaligen Abts Hieronymus Ambros durch „Ambrosiusbrunnen" ersetzte. Die Einführung der Quellen in die Reihe der ersten Gesundbrunnen Deutschlands und die Gründung des gegenwärtigen Curplatzes blieb wie in Franzensbad auch hier dem unermüdlichen Eifer eines Arztes aus dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts vorbehalten.

Als Dr. Nehr im Jahre 1779 seine Stelle als Stiftsarzt zu Tepl antrat, war die eben erwähnte Salzsiederhütte mit den zwei eisernen Kesseln das einzige Obdach an den auschowitzer Quellen und dieses bereits im Verfall. Es nahmen darin die Gebrestigen, die von Nah und Fern herankamen, ihre nothdürftige Unterkunft. Im Uebrigen war Alles ringsumher dichte Wildniß, altbemooster Fels, Steingerölle und Sumpf ohne Weg und Steg. Nach dieser Hütte auch hatte im

Sommer 1781 ein greiser Arbeiter aus den Thongruben zu Chotieschau seinen gelähmten, 40jährigen Sohn gebracht, um für den Unglücklichen Hülfe zu suchen. Dr. Nehr fand den Kranken in einem trostlosen Zustande, gebettet auf Stroh und Moos. Er nahm sich seiner an, rieth ihm, im erwärmten Wasser der Marienquelle fleißig zu baden, und hatte die Freude, ihn nach vier Wochen vollkommen genesen seinen Heimweg antreten zu sehen. Der damalige Abt, Graf Christoph zu Trauttmansdorff, der den Kreuzbrunnen um die Zeit selber mit bestem Erfolg gebraucht, sah sich hierdurch veranlaßt, den Bau eines geräumigen Unterkunftshauses in der Nähe der Quelle anzuordnen. Allein kaum noch war dieser zur Hälfte gediehen, als er ihn mit einem male wieder einstellte, Dr. Nehr's schönste Hoffnungen und weitaussehende Plane damit auf einmal vernichtend. Indeß gestattete er zweien seiner Unterthanen, sich auf ihre eigenen Kosten hier anzubauen. Die im Stil der benachbarten Dörfer gehaltenen Riegelhäuser dieser Beiden waren somit die ersten wirklichen Ansiedelungen in der bisher unbewohnten Wildniß. Im Jahre 1790 erst, unter dem den Quellen gewogenern Abte Ambrosius Schmidt, kamen noch eine neue Siederei, eine Mühle und ein Waffenhammer hinzu und der Kreuzbrunnen erhielt theils auf Kosten des Stifts, theils durch gemeinschaftliche Beisteuer Nehr's und seines Freundes, des Chorherrn Salesius Wirnitzer, endlich einmal eine Einzäunung von Stacketen und eine Art Brunnenhäuschen. Das war aber auch auf weitere zehn Jahre hinaus Alles. Schmidt's Nachfolger in der Abtei, P. Raimund Hubl, konnte sich durchaus nicht entschließen auch nur das Mindeste dem weitern Gedeihen der kaum werdenden Anstalt zu opfern. Als ein Zugeständniß höchstens durfte der Aufbau eines Stockwerks über der Siederei und die Errichtung eines Badehäuschens mit vier Kammern, in denen man, wie

Nehr erzählt, wenigstens „sich ehrbar und ungehindert aus- und ankleiden“ konnte, betrachtet werden. Nicht besser ließ es sich unter Abt Pfrogner an (1801). Erst als Nehr sich entschlossen hatte, auf eigene Kosten ein ordentliches Haus zu bauen, und in diesem Sommer der Hülfesuchenden bereits so viele gekommen waren, daß ihrer ein großer Theil „auf den Böden unter den Dächern“ vorliebnehmen mußte, willigte auch Abt Pfrogner in die Herstellung eines Hauses mit acht Bade- und fünf kleinen Wohnzimmern auf Kosten des Stifts. Indeß ließen sich in den vier folgenden Jahren auch noch sechs neue Ansiedler an den Quellen nieder, der Kreuzbrunnen wurde mit dem nun gleichfalls gefaßten Marienbrunnen durch einen praktikablern Weg verbunden, nach Hammerhof eine Straße geführt, die sumpfige Umgebung der Häuser und Quellen trockengelegt, und von Gesträuch und Baumklötzen — den einzigen bisherigen Repräsentanten schattiger Baumanlagen — gereinigt. Selbst ein neues, umfassenderes Badehaus kam zustande, während das alte in ein — Hôtel umgewandelt wurde. So weit hatten Dr. Nehr und der Chorherr Reitenberger die Dinge gebracht, als dieser, während der letzten Jahre Nehr's eifrigster Unterstützer in seinen Bemühungen, die Prälatur antrat (1813). Mit diesem beginnt denn auch die Periode des fast mit unglaublicher Raschheit zunehmenden Aufschwungs Marienbads. Nach fünf Jahren zählte bereits der nun frisch aufblühende Ort 16 Häuser, hatte seine Curliste, seine Promenaden, seine Musik — freilich vorderhand Alles noch im beschränkten Maßstabe eines Provisoriums — und trat endlich mittels Regierungserlasses (1818) und ausgestattet mit allen, den übrigen Curorten zustehenden Privilegien unter dem Namen „Marienbad“ — der sich übrigens schon seit Jahren durch den Gebrauch von selbst gemacht hatte — in die Reihe der böhmischen Bäder. Nach weitern

fünf Jahren war die Zahl der Häuser bereits auf 40 angewachsen, die Anzahl der bleibenden Bewohner auf 500. Bauten, Straßen, Gartenpartien und Wege fanden sich nach einem einheitlichen Plane und in großem Maßstabe angelegt. Felsen waren hinweggeräumt, Hügel abgegraben, Tiefen ausgefüllt, die Bäche überbrückt. Der Kreuzbrunnen hatte seinen prachtvollen Ueberbau erhalten, die auschowitzer Quelle, nunmehr nach dem Kaiser, der vor 300 Jahren wenigstens die gute Absicht gehabt daraus Salz zu sieden, „Ferdinandsbrunnen" genannt, war zugänglich geworden. Gas- (1819) und Schlammbäder (1823) waren eingerichtet, eine Kirche und eine Schule erbaut und wandernde Schauspielertruppen fanden selbst einen Thaliatempel vor — freilich vorläufig nur einen breternen. Ein lebendiges Bild dieser regen Zeit des raschen Emporstrebens gibt unter Andern Goethe, der in jenen Jahren Marienbad wiederholt besuchte, in einem Briefe an seinen Freund Zelter, den Liedertondichter: „Mir war es als wäre ich in den nordamerikanischen Einsamkeiten, wo man Wälder aushaut, um in drei Jahren eine Stadt zu bauen. Die niedergeschlagene Fichte wird als Zulage verarbeitet, der zersplitterte Granitfels steigt als Mauer auf und verbindet sich mit den kaum erkalteten Ziegeln. Zugleich arbeiten Tüncher, Stuccateure und Maler von Prag und andern Orten im Accord gar fleißig und geschickt; sie wohnen in den Gebäuden, die sie in Accord genommen, und so geht Alles unglaublich schnell ...." Nehr jedoch erlebte diese, seine kühnsten Wünsche überflügelnde Verwirklichung seiner Plane nicht mehr. Er war im Jahre 1820 gestorben, nachdem ihm bereits 1818 Dr. Heidler als Brunnenarzt zur Seite gegeben worden war. Abt Reitenberger, nachdem unter seinen Auspicien noch ein Hospital für Arme (1823), der Cursaal, das neue Badehaus und die Ueberbaue des Ambrosius- und des Ferdinands-

brunnens (1826—27) erstanden waren, zog sich in die Einsamkeit des Prämonstratenserstifts Wildau bei Innsbruck zurück. Die Existenz Marienbads war gesichert; — seinen Nachfolgern blieb es überlassen, es zu dem Standpunkte emporzufördern, auf welchem wir es heute finden.

Ueberblicken wir nun, ehe wir die Details dieses jüngsten in der Reihe der westböhmischen Bäder aufsuchen, erst den Boden, in dessen eigenthümlicher Gestaltung die Natur die Bedingungen seiner Entstehung gegeben!

Fünf durch vier Bachfurchen geschiedene Höhen stoßen mit ihren Abhängen hier zusammen, um den Thalgrund zu bilden, dessen Flächenraum wir auf etwa 100,000 Quadratklafter angegeben finden: im Osten der Hamelikaberg, im Nordosten der Mühlberg, im Norden und Nordwesten der Steinhau und im Westen der Schneidrang und der Darnberg. Zwischen dem Schneidrang und dem Steinhau windet sich der Steinbach, zwischen dem Steinhau und dem Mühlberg der Steinhaubach hervor, um zuerst eine kurze Strecke in einem gemeinsamen Bette zu fließen, sodann aber vereint mit dem zwischen dem Mühlberg und Hamelikaberge hervortretenden Hamelikabache den Auschabach zu bilden, mit welchem sie dem Quellengebiete der Moldau und durch diese der Elbe angehören.

In geologischer Beziehung stellen diese Höhen mit dem von ihnen eingeschlossenen Thalbusen ein Bild der Mannichfaltigkeit dar, wie es der Beobachtung auf so beschränktem Raume wol nicht sehr häufig entgegentritt. So besteht zunächst die Tiefe des marienbader Kessels*) mit der, südlich sich ihm anschließenden Umgebung gegen Auschowitz, Hammerhof und Kieselhof hin vorzugsweise aus Hornblendeschiefer und Gneis, welchem letztern außerdem der Darnberg, der

*) Nach Bergrath von Warnsdorff zu Freiberg in Sachsen.

Schneidrang sowie die aus dem Thalgrunde unmittelbar sich erhebenden untersten Partien des Schneidrangs, des Mühlbergs, des Hamelikabergs, und der Kreuzberg — ein westlicher Ausläufer des letztern — angehören. Der Steinhau und seiner Hauptmasse nach der Mühlberg bestehen dagegen aus grobkörnigem Granit, der auf den Höhen des erstern — Amalienhöhe und Wilhelmshöhe — und an einzelnen Stellen des andern, namentlich im Walde zu beiden Seiten des Weges, der zum Franzensberg hinanführt, von metamorphem Gneis überlagert und von Felsitporphyr durchsetzt erscheint. Metamorpher Gneis findet sich auch am Fuße des Schneidrangs nächst der Waldquelle, sowie an einzelnen Stellen dieses Berges, namentlich in der Umgebung des Jägerhauses und des Friedhofs, und dann am Fuße des Steinhau, wo der Granit im Durchbruche aus dem Gneis zum Vorschein kommt. Oberhalb des Friedrichsteins — einer eigenthümlich geformten, zum Andenken an die Anwesenheit des Prinzen Friedrich August von Sachsen (1834 und 1835) so genannten Granitgruppe — erhebt sich als Kuppe des Mühlbergs wieder Hornblendeschiefer, der sich gegen Süden hin quer über die karlsbader Straße und vom Hamelikabach durchschnitten fortsetzt, um wiederum die Hauptmasse des Hamelikabergs zu bilden. Zu beiden Seiten dieses Bachs schließt sich dem Hornblendeschiefer sodann in der weitern Fortsetzung der genannten Straße gegen Südost hin Glimmerschiefer an. Interessant im Einzelnen ist das Vorkommen von eisenhaltigem Hornstein an einigen wenigen Stellen des Schneidrangs und des Darnbergs, von granathaltigem Feldspath, grauem Grünstein und Felsitporphyr im Hornblendeschiefer des Hamelikabergs, endlich von Eisenstein im Gneis zwischen Schönau und Kieselhof. Plutonischen Ursprungs ist nur der Podhornberg bei Abaschin, im Osten von Marienbad, der hier seine Basaltkuppe bis zu 2490

Fuß aus durchbrochenem und zum Theil während dieses vulkanischen Eruptionsprocesses geschmolzenem und verglastem Hornblendeschiefer emporhob. Herr Bergrath von Warnsdorff erklärt diesen Berg für einen, längere Zeit thätig gewesenen Vulkan, gleich dem Kammerbühl bei Franzensbad, und so wären in letzter Instanz auch hier es dieselben Kräfte gewesen, die im Schoose des Bodens die Bildung von Mineralquellen einleiteten, wie in der Umgebung des letztgenannten Bades. Die durch vulkanische Vorgänge freigewordene und in bisher unbekannter Tiefe immer noch freiwerdende Kohlensäure durchdrang die verschiedenen Steinarten, bahnte sich einen Ausweg hier als solche, ging dort mit den vorgefundenen Alkalien, Erden und Metallen Verbindungen ein; die Quellenwasser nahmen und nehmen noch immer diese löslichen Verbindungen sowie die hinzutretende überschüssige Menge freier Kohlensäure in sich auf und treten mit ihnen zutage.

2.

Physiognomie Marienbads. — Die Straßen, die Quellen und die öffentlichen Gebäude. — Der neuentdeckte Mineralmoor und die neuentdeckten Quellen. — Die Gesellschaft und das Leben. — Die ärztliche Praxis in den Böhmischen Bädern und einige andere locale Verhältnisse in denselben. — Ausflüge.

Was uns bei einer Umschau in Marienbad, bei welcher wir zugleich seine Quellen und sonstigen dem Heilbedürfnisse gewidmeten Anstalten näher kennen zu lernen Anlaß nehmen wollen, zunächst angenehm berührt, ist der Mangel an Allem und Jedem was man Gassen und Straßen zu nennen pflegt, wiewol wir diese Bezeichnung auch hier gebraucht finden. Der Grundsatz, ein Bad sei eigentlich nur ein großes Gesellschafts-

haus für Kranke, die außer ihrer Heilung auch noch Erholung, Zerstreuung und Umgang suchen, erscheint in der Anlage Marienbads aufs verständigste verwirklicht. Goethe schon in seiner behaglich ruhigen Ausdrucksweise fand sie „erfreulich". Wir sind überzeugt, er würde die Ausführung heute wohlthuend finden. „Architekt und Gärtner", berichtet er an Zelter, „verstehen ihr Handwerk und sind gewohnt mit freiem Sinn zu arbeiten. Der Letztere, sieht man wol, hat Einbildungskraft und Praktik; er fragt nicht wie das Terrain aussieht, sondern wie es aussehen sollte; abtragen und auffüllen rührt ihn nicht." Und wahrlich, nicht weniger als Marienbad seinem „Vater Nehr", dem unermüdlichen Arzte in medicinischer Hinsicht zu danken hat, verdankt es an örtlicher Annehmlichkeit dem Gärtner Skalnik (seit 1818), den Goethe hiermit meint. Die Häuser stehen nicht in Doppelreihen einander gegenüber, sondern in Zeilen, die sich theils im Thale, theils an den Abhängen um einen einzigen, großen, von vielfachen Wegen durchkreuzten, von Bächen durchrieselten und von Brücken, Lauben und Brunnentempeln gezierten buschreichen Rasenplatz zu einem weiten, unregelmäßigen Vieleck anreihen. Während es unter minder umsichtiger und freischaffender Hand vielleicht ein langathmiger Häuserzug geworden wäre, der sich schluchtmäßig vom Kreuzbrunn thalabwärts gezogen hätte, hat es sich so zu einem einzigen, von nahe an hundert Häusern und öffentlichen Bauten umgebenen, nach Süden offenen Platz gestaltet.

Als den Anfangspunkt Marienbads betrachten wir das am Fuße des Darnbergs in freundlicher Gartenanlage gelegene Gasthaus „Schönau". Hier wo die wandernde dramatische Bademuse zugleich ihren provisorischen Sitz aufzuschlagen pflegt, stoßen die Straßen von Eger und Plan zusammen und setzen sich in einer schattigen Allee zwischen dem

Ostabhange dieses Bergs und dem linken Ufer des Auschabachs fort, um uns an der Mühle vorüber nach der Mühlstraße, einer am Fuße des Hamelikabergs gelegenen kleinen Häuserreihe zu führen. Eine breite Ueberbrückung des Hamelika- und Steinbachs überschreitend gelangen wir an die Kaiserstraße, eine lange Reihe von Häusern, die als die Hauptzeile Marienbads angesehen werden kann. Ueber ihr zu unserer Linken lehnt sich an den Abhang des Darnbergs die höhergelegene Jägerstraße. An den Hôtels „Zur Stadt Hamburg" und „Zum Neptun" — dem fashionablen Concertlocale — vorbei, biegen wir aus der Kaiserstraße rechts in die Stephansstraße ein, so geheißen seit der Anwesenheit des Erzherzogs Stephan von Oesterreich im Jahre 1841. Die westliche Ecke dieser Häuserlinie bildet das weitläufige „Tepler Haus", ein Eigenthum des Stifts; die östliche nimmt „Klinger's Hôtel" ein, das eleganteste Haus Marienbads und der Vereinigungspunkt der feinen Gesellschaft. An ihm vorüber wenden wir uns in die Untere Kreuzstraße und zugleich in das Bereich der ersten marienbader Ansiedelungen. Der Säulentempel zu unserer Linken, an den sich unmittelbar der Cursaal und der Bazar anschließen, überdacht die Hauptquelle Marienbads, den Kreuzbrunnen.

Analysirt wurde der Kreuzbrunnen noch vor der eigentlichen Gründung des Bades von dem tepler Chorherrn Brem, sodann von Reuß, Steinmann, Berzelius, Struve, Döbereiner, Kirchstein, Ziegler u. A.; in neuerer Zeit von Kersten und Redtenbacher. Seine Temperatur ist + $9\frac{1}{2}$° R., sein specifisches Gewicht 1,0094. Seine Wassergiebigkeit findet sich verschieden angegeben, dürfte sich jedoch blos im Mittel zwischen 60—70 Kubikfuß in der Stunde bewegen.*) An festen Be-

*) Nicht unbemerkt wollen wir hier die auffallenden Differenzen

standtheilen enthält er nach Kersten (1844) in 16 Unzen etwas über 66 Gran fester Bestandtheile, darunter $36^1/_4$ Gran Glaubersalz und dabei etwas über 14 Gran freier Kohlensäure. In Bezug auf diese nimmt er die vorletzte, hinsichtlich jenes die zweite Stelle unter den übrigen Quellen Marienbads ein. Sein Eisengehalt ist zwar bedeutender als der sämmtlicher franzensbader Wässer — 0,348 —, doch tritt in ihm dessen tonisirende Wirkung vor der auflösenden des Glaubersalzes in den Hintergrund. Osann bezeichnet ihn daher als eine vorwaltend alkalische Glaubersalzquelle, die „sehr ähnlich den Quellen von Karlsbad" wirkt, „nur weniger erhitzend, aufregend, aber auch nicht so durchdringend, zersetzend, auflösend wie jene". Mit einem Worte, er ist die wahrhaftige Panacee unserer deutschen Abdominalplethoriker, Hämorrhoidarier und Leber- und Milzhypochonder, die es noch nicht bis zu steinharten Gallenconcrementen und ungeheuerlichen Emphrakten gebracht haben, und sie sind es deshalb vorzugsweise, die wir von den Aerzten ihre Empfehlungsbriefe an ihn mitbringen sehen.

Ein breiter, längs des Bazars sich hinziehender Baumgang, die vorzugsweise Promenade der marienbader Curwelt, führt uns an die Karolinenquelle — so benannt nach der Kaiserin Karoline Auguste, Gemahlin Kaiser Franz' I. und Schwester König Ludwig's von Baiern — und an die Am-

---

lassen, die in Betreff der Wasserergiebigkeit der marienbader Quellen stattfinden. So z. B. finden wir die Ergiebigkeit des Kreuzbrunnens bei Osann auf stündlich 6047 Kubikzoll, jene der Karolinenquelle auf 29,160 desgleichen in derselben Zeit angegeben. Hiernach gäbe diese letztere Quelle beinahe fünf mal mehr Wasser als jene. Nach Dr. Danzer's Angabe hingegen gäbe der Kreuzbrunnen in 24 Stunden 1439, die Karolinenquelle in derselben Zeit blos 405 Kubikzoll, also $3^1/_2$ mal weniger als jener! u. s. w.

brosiusquelle, deren Namensursprung wir bereits erfahren. Beide Quellen stehen sowol was ihre chemischen Gehalte als ihre Wirkungsweisen anbelangt, einander ziemlich nahe. Die Temperatur beider ist + 7° R., das specifische Gewicht jener 1,0031, dieser 1,0023. An festen Bestandtheilen enthält die Karolinenquelle in 16 Unzen bei $11\frac{1}{2}$, die Ambrosiusquelle etwas über 8 Gran; darunter jene 0,323, diese 0,247 Gran Eisen. An Glaubersalz enthalten beide sehr geringe, bei einer so großen Wassermenge nur wenig in Betracht kommende Quantitäten, an Kohlensäure erstere $18\frac{1}{2}$, diese $15\frac{1}{2}$ Gran. Sie sind somit beide eisenhaltiger als die Quellen zu Franzensbad, und von diesen wesentlich durch den beinahe völligen Abgang an durchführenden Salzen verschieden und werden von den Aerzten vorzugsweise in der Wirkungssphäre reiner Eisensäuerlinge sowol zu Getränken als zu Bädern verordnet.

Von der Karolinenquelle führen uns die Sandwege zwischen den Baumanlagen zu unserer Linken nach der Obern Kreuzstraße, die rückwärts des Kreuzbrunnens mit der untern gleichnamigen Straße communicirt. Vor uns aber haben wir den schönen, durch drei, in stumpfen Winkeln einander berührende Häuserfronten begrenzten, gegen den Ort hin freien Kirchenplatz, den die Straße nach Karlsbad quer durchschneidet. Im Vordergrunde, in der Mitte des Platzes und frei nach allen Seiten, erhebt sich die neue Ortskirche. Die erste gottesdienstliche Stätte in diesem Thalgrunde war eine kleine hölzerne Kapelle, auf einer Anhöhe seitwärts vom Kreuzbrunnen, die zu Anfang dieses Jahrhunderts Dr. Nehr und Chorherr Wirnitzer auf gemeinschaftliche Kosten erbauen ließen. Nachdem diese im Jahre 1820 beseitigt worden, wurde in der Nähe des Karolinenbrunnens eine neue Kapelle errichtet und im Jahre 1834 erweitert. Die Plane zu der neuen Kirche

verdanken ihr Entstehen dem Abt Melchior Mahr. Ausgeführt jedoch wurden sie erst unter seinem Nachfolger Abt Marian Heinl, nachdem im Jahre 1844 Erzherzog Stephan von Oesterreich den Grundstein gelegt. Unstreitig ist dies Bauwerk eine Zierde Marienbads, wiewol strenge Kunstrichter an dem Stile, in welchem es gehalten ist, gerade das kirchliche Moment vermissen wollen. Die sechs Engelsstatuen sind Werke des erst im Jahre 1855 zu Prag an der Cholera verstorbenen Bildhauers Max, eines geborenen Böhmen und um den neuerlichen Aufschwung der Bildhauerei in seinem Vaterlande ebenso verdienten als begabten und fleißigen Künstlers.

Noch zwei Gebäude nehmen in dieser Gegend unsere Aufmerksamkeit in Anspruch: das Alte Badehaus mit der Marienquelle oberhalb, das Neue Badehaus unterhalb des Ambrosiusbrunnens, beide zusammen mit 98 Badelogen, theils für Wasser-, theils für Moorbäder.

Die Marienquelle ist die wasserreichste Quelle Marienbads, zugleich aber die am wenigsten mineralische Stoffe führende. In 16 Unzen enthält sie nur wenig mehr als 1 Gran fester Bestandtheile und gegen 9¼ Gran Kohlensäure, von welcher letztern auch noch ein Theil infolge des Erwärmens zum Bade entweicht. Die Einwirkung daher, die der Organismus durch sie erfährt, kann nur ein sehr milder, allmäliger sein und muß zumeist der freien Kohlensäure angerechnet werden. Gelegenheit zu vorzugsweisen Badecuren dürfte sie weniger geben und nur als ein wohlthätiger, die eigentliche Trinkcur mit unterstützender Behelf zu betrachten sein. Sie versieht die Logen des Alten Badehauses. Jene des Neuen beziehen dagegen das Wasser der Karolinen- und Ambrosiusquelle zu den stärkenden Stahlbädern. Die Gasausströmungen finden wir in dem Alten Badehause in derselben

Weise wie zu Franzensbad zu Gasbädern verwendet; vier Logen sind zu diesem Zwecke eingerichtet.

Eine ungleich größere Bedeutung als Bad im engern Sinn des Wortes indeß scheint noch für Marienbad aus dem erst kürzlich in nächster Nähe aufgefundenen Moore erwachsen zu sollen. Schlammbäder brauchte man da zwar schon seit 1823. Das Material dazu hob man in der nächsten Umgebung der Marienquelle aus einem kleinen Moorlager, das sich 3—7 Fuß mächtig und auf eine sandige Unterlage von verwittertem, porphyrartigem Granit gebettet, von da ab bis gegen die Karolinenquelle hinzog. Bei der voraussichtlichen Unzulänglichkeit dieses Lagers versuchte man später den wachsenden Bedarf von einem zweiten, eine Meile nordwärts auf dem sogenannten Stenkerhau aufgefundenen Lager zu decken. Die Herbeischaffung desselben war jedoch stets mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden. Am leichtesten noch konnte sie zur Winterzeit mittels Schlitten bewerkstelligt werden, ein Transportsystem, das die kostbare Erde noch ungemein vertheuerte. Dazu kam noch die Concurrenz des vorzüglichen franzensbader Mineralmoors, als welchem gewachsen sich der marienbader keineswegs herausstellte.

Als ein wichtiges Ereigniß mußte daher die vor drei Jahren durch den tepler Chorherrn Dr. Norbert Spitzl am Westabhange des Darnbergs gemachte Entdeckung eines gegen 23 Fuß mächtigen und einen Flächenraum von mehr als 4000 Quadratklaftern einnehmenden Lagers eines Mineralmoors angesehen werden, der sich sofort als ein gleichfalls ganz vorzüglicher Eisenmoor erwies. Der bekannte Chemiker Professor Lehmann hat diesen Moor einer eingehenden Analyse unterzogen und bezeichnet ihn als einen solchen, der „alle andern bisher analysirten Moorerden und selbst die franzensbrunner an Eisengehalt bedeutend übertrifft". Auch Dr. Ragsky, der

der chemischen Abtheilung der Geologischen Reichsanstalt zu Wien vorsteht, hat im Jahre 1854 eine Analyse geliefert und zieht den Schluß, daß der Moor dieses Lagers „zu den vorzüglichsten Mineralmooren gerechnet werden könne, und daß namentlich sein Eisengehalt höchst bemerkenswerth sei". Schon im Jahre 1854 wurde dieser Moor sofort zu Bädern benutzt und eine weitere Anwendung desselben im ausgedehntesten Maße steht wol noch zu erwarten. Die beiden in diesem Moorgrunde gleichfalls zutage kommenden bisher unbeachteten Quellen bezeichnet Ragsky als eisenhaltige Säuerlinge, deren eine in 16 Unzen Wasser 8,31, die andere 10,942 Gran fester Bestandtheile enthält. Auch sie dürften bald ihre Verwendung finden.

Verfolgen wir unsern Weg vom Neuen Badehause weiter, indem wir den Hamelikabach überschreiten und um den Abhang des Kreuzbergs einbiegend uns längs des Fußes dieses und des Hamelikabergs gegen Süden wenden, so erreichen wir nach einer Wanderung von etwa einer kleinen Viertelstunde die zweitwichtige Quelle Marienbads, die Ferdinandsquelle. Der Ueberbau dieser Quelle ist nach jenem des Kreuzbrunnens der bedeutendste im ganzen Bade, seine Umgebung mit den sonnigen Anlagen und der freien Aussicht ins weite Land hinaus einer den anziehendsten Punkte. Seine Temperatur ist um zwei Grad niedriger als jene des Kreuzbrunnens, sein specifisches Gewicht 1,0046. An festen Bestandtheilen übertrifft er sämmtliche marienbader Quellen, an freier Kohlensäure steht ihm nur die Waldquelle gleich. Jene betragen nach Kersten in 16 Unzen Wasser 73½ Gran, worunter 38¾ Gran Glaubersalz und beinahe ½ Gran kohlensaures Eisenoxydul. Die freie Kohlensäure beläuft sich auf 22—23 Gran. Es ist bei dieser Quelle die interessante Beobachtung — durch Dr. Kratzmann — gemacht worden,

daß sich die Summe ihrer festen Bestandtheile im Verlaufe der Zeit, seit nämlich durch die Kanalisirung des Bodens umher der Zufluß wilden Wassers abgehalten worden, um ein Bedeutendes vermehrt oder vielmehr erst in den wichtigen Verhältnissen herausgestellt habe, wonach sich denn auch natürlich die Absichten über die Wirkungssphäre derselben ebenso bedeutend haben modificiren müssen. Wie man diese jetzt kennt, muß man die Ferdinandsquelle als die intensivste Quelle Marienbads betrachten, ähnlich in ihrer Wirkung dem Kreuzbrunnen im Allgemeinen, im Besondern jedoch weit mächtiger eingreifend, gewissermaßen die ultima ratio Marienbads.

In kurzer Entfernung von dieser Quelle finden wir auch noch eine zweite, an Stoffreichthum ihr weit nachstehende und hinsichtlich ihrer Wirkungsweise mehr dem Karolinenbrunnen und der Ambrosiusquelle verwandte — die Wiesenquelle. Die Summe ihrer Bestandtheile beläuft sich in 16 Unzen auf 16½ Gran freier Kohlensäure und 10¼ Gran fester Bestandtheile, darunter etwas über ¼ Gran Eisen.

Wir wenden uns von hier längs des rechten Ufers des Auschabachs zurück gegen die Mühle und verfolgen den gewundenen Steg an der Albertsruhe und Alexandrinenruhe vorbei durch die Jägerstraße an den Schneidbach und von da durch den Wald an die Waldquelle. Diese Quelle, deren Temperatur wir zwischen + 5 bis + 6° R. und deren specifisches Gewicht auf 1,0055 angegeben finden, ist die stoffreichste unter den marienbader Quellen zweiten Ranges. Bei nahe an 22½ Gran festen Stoffen enthält sie in 16 Unzen etwas über 7¼ Gran Glaubersalz und 0,179 Gran Eisenoxydul. Sie wird besonders Frauen und solchen Constitutionen empfohlen, bei denen man auch von einem schwächern Glaubersalzquell einen Erfolg erhoffen zu können glaubt. Mit

ihr hat sich für uns zugleich der Cyklus der Quellen Marienbads abgeschlossen und wir kehren auf schattigem Waldwege wieder in den Ort zurück.

Wir befinden uns auf dem Marktplatz. Zu unserer Linken neuaufstrebende Häuser, die dafür zeugen, daß Marienbad keineswegs den Höhepunkt seiner Bedeutung und Ausdehnung erreicht zu haben glaubt. Noch ein Jahrhundert und vielleicht kein volles, und an der Stelle, die jetzt einige Häuserreihen mit etwas über 1000 Einwohnern einnehmen, wird sich eine Stadt von einigen Tausend im Stile Karlsbads erhoben haben. Unmittelbar vor uns das „Café Klinger". Es wird gefrühstückt. Es wird mit bewunderungswürdigem Eifer gefrühstückt. Alle Besorgnisse, die bei dem Anblick der verzweifelten Becherzahl in uns rege geworden, die wir diese in Shawls und Mäntel gewickelten Gestalten am Kreuzbrunnen, am Ferdinandsbrunnen, an der Waldquelle hinabstürzen sahen, verschwinden vor diesen Kaffeekännlein und blendend weißen Broten und weichen einer erfreulichen Beruhigung. Patienten mit solchem Appetit sind nicht für den Leichenconduct geschaffen! Zugleich bietet uns dieser freudige Moment die schicklichste Gelegenheit, einen Blick in die Gesellschaft zu thun, die sich in Marienbad zu versammeln pflegt. Früh auf der Promenade, jetzt bei der Tasse, dort beim Schalle der Musik, hier in der Unterhaltung, wir finden sie überall gleich belebt. Finden sich ja hier auch vornehmlich diejenigen Leidenden ein, denen nicht sowol etwas „fehlt", als die des Guten zu viel haben, sodaß sie es gar nicht verarbeiten können und theilweise vor lauter Ueberfluß krank werden. Es ist hierin ganz das Gegenstück von Franzensbad. Die rothen vollen Gesichter, die überfütterten Leiber, die von Ueberladung stockenden Verdauungsmaschinen sind hier zu Hause. Es ist so recht der Ort für Rentiers und Bankiers, für Großhändler und hochgestellte

Beamte, für die auf ihren Lorbern ausrastenden Generale und Staatsminister. Leute dieser Art aber leben gern und lassen gern leben, kommen gern zusammen und behalten bei allen ihren „furchtbaren Leiden" doch auch noch ein Ohr nicht nur für das Rauschen der Quelle und das knisternde Prasseln der platzenden Kohlensäurebläschen, sondern auch noch für die Freuden der Geselligkeit, für einen Schwank in der Arena, für Dreyschock und Lipinski. Zwar auch bleiche, vergilbte, tief in sich gekehrte und zum Theil desperate Gestalten begegnen uns. Sie sind die Früheſten an den Brunnen. Sie kennen genau den historischen Punkt am Kreuzbrunnen, den der Hofrath Dr. Heidler seit Decennien vom 1. Mai bis zum letzten September allmorgentlich einnimmt, und erwarten ihn hier mit banger Besorgniß. Jedes Wort seiner Lippen ist ihnen ein unverletzlicher Orakelspruch, dem sie 24 Stunden lang mit unverbrüchlicher Pünktlichkeit nachleben, bis er morgen zu ihnen ein Anderes gesprochen. Nebenbei wol auch, namentlich wenn der Verdacht in ihnen erwacht, der alte Herr, dessen Zeit eine kostbare, habe ihrem Elende nicht genug Theilnahme geschenkt, wenden sie sich noch an einen zweiten, dritten, vierten Arzt, schütten ihr beklommenes Herz auch noch gelegentlich vor ein paar gleichgestimmten oder auch nicht gleichverstimmten Freunden und Bekannnten aus, controliren dann die verschiedenen Ansichten und handeln schließlich nach Stimmenmehrheit oder — ihrem eigenen Kopfe. Man sieht diese Gestalten Arm in Arm einander ihr Unglück klagen und das Dasein erschweren; man sieht sie am Arme eines schon vor ihnen angekommenen Landsmannes hängen, an den sie sich sofort angeschlossen, um sich von ihm leiten und über das Kleinste unterrichten zu lassen; man sieht sie endlich im Schatten der Promenaden, im Dunkel der Wälder und in elegischen Stimmungen versunken vor dem Denkmale des Grafen Wald=

stein, der ja in Marienbad — gestorben! Allein den heitern, geselligen Ton vermögen diese Gestalten im Allgemeinen doch nicht zu zersetzen, und manche von ihnen, unkenntlich aus dem Schlamme emporgetaucht, sieht sich nach zwei Wochen sogar mit fortgerissen. Die Unverbesserlichen fallen der Gesellschaft weiter nicht zur Last. Sie quälen fortan nur einen einzigen Menschen — ihren Arzt.

Weil wir hier auf Aerzte zu sprechen kommen, so wollen wir gelegentlich gleich die ärztlichen und noch manche andere hier einschlagenden Verhältnisse ins Auge fassen, wie sie sich in den Böhmischen Bädern gestalten. Die Badeorte als solche sind, wo sie sich zu großen Ortschaften entwickeln, meist selbständige Communen, wie dies mit Karlsbad und Teplitz seit Jahrhunderten, mit Marienbad etwa seit 1809, mit Franzensbad seit 1849 der Fall ist. Die vorhandenen Heilschätze sind ursprünglich Eigenthum Dessen, auf wessen Boden sie sich vorfinden. Der Staat greift hier nicht im mindesten beschränkend ein. Sie gehören somit entweder der Commun oder Privaten, wie z. B. theilweise in Karlsbad und Teplitz, oder der ehemaligen Grundherrschaft, wie zu Franzensbad und Marienbad; in Franzensbad übrigens, namentlich weite Strecken Moorgrund, gleichfalls Privaten. Am Eifer und am Speculationsgeiste des Besitzers liegt es, das kostbare Gut, das die Natur in seine Hände gelegt, zu benutzen, zu verwerthen, dem Gebrauche zugänglich zu machen. Danach vor allem ist die Umfassenheit, die Zweckmäßigkeit, die Vorgeschrittenheit der Badeinstitutionen an den verschiedenen Orten zu beurtheilen. Für die Benutzung der gebotenen Heilschätze im Allgemeinen entschädigt bislang den Eigenthümer die eingehobene Curtaxe, die wiederum zu Neubauten, zu Verschönerungen, zu Erweiterungen, zum Unterhalte gewisser öffentlicher Vergnügungen u. s. w., überhaupt im Interesse des Bades zu ver-

wenden sowol in seiner Pflicht als in seinem Interesse lag. Ebenso gehörten ihm die Erträgnisse der verschiedenen Pachte und der Versendung. In neuester Zeit sind in diesem Verhältnisse gewisse Modificationen eingetreten und dürften wol noch weitere bevorstehen. Namentlich wurde die Curtaxe für alle Bäder nach einem gleichmäßigen Maßstabe festgestellt und erst in ganz jüngster Zeit ist die Frage zur Sprache gebracht worden, ob die Verwaltung dieser noch fernerhin den Eigenthümern, beziehungsweise den Communen überlassen oder von dem Staat in die Hand genommen werden soll. Doch zahlt man diese Taxe nur dann, wenn man länger als fünf Tage in einem Bade zu verweilen gedenkt. Es ist dies eine Bestimmung, der die Absicht zugrunde liegt, die Taxe nur von Demjenigen anzunehmen, der wirklich die Cur zu brauchen gekommen ist, keineswegs aber von kurzen Besuchen oder Durchreisenden, die sich gern einen oder ein paar Tage aufhalten. Aerzte überdies und deren Angehörige sind derselben enthoben. Für den Gebrauch solcher Heilmittel, die mit besondern Kosten und Mühewaltungen verbunden sind, z. B. für die Bäder, wird wie überall auch besonders gezahlt. Aehnlich nun auch verhält es sich mit den Aerzten. Die Leitung der Sanitätsangelegenheiten im Allgemeinen ist in den einzelnen Bädern hierzu eigens bestellten Aerzten übertragen, die hierfür auch eigens besoldet sind. Sie sind die officiellen Ortsphysiker, Badeärzte oder Brunnenärzte. Ihnen liegt die Aufsicht über die örtlichen Sanitätsverhältnisse im weitesten Umfange, wie im Besondern über die Quellen, Bäder u. s. w. ob. Die eigentliche Praxis hingegen ist, sowie in Oesterreich überall, auch in den Curorten allen an einer österreichischen Universität promovirten Aerzten freigegeben und sie stehen in dieser Hinsicht alle, den Ortsphysiker mit inbegriffen, einander gleich. Man ist durch nichts an irgendeinem von ihnen ge-

wiesen als durch die eigene Wahl, durch das eigene Vertrauen oder allenfalls durch den mitgebrachten Empfehlungsbrief. Ebenso wenig wird irgendeiner der Aerzte für die Krankenbesorgung — in den Hospitälern etwa ausgenommen — aus der Curtaxe oder von sonst Jemand bezahlt: eine Einrichtung, die sich hier und da in deutschen Bädern findet und Manches für, wol auch Manches gegen sich hat. Es bleibt die Honorirung des Arztes Sache Desjenigen, den es betrifft. Daß, lieber Quellenpilger, auch die Nymphe, die um deinetwillen täglich 12—15 mal ihren Becherträger in den Grund hinabtaucht, um den Heiltrunk dir emporzuholen und zu credenzen, — daß der Badediener oder die Badedienerin, vor denen du ebenso wenig als vor Gott ein Geheimniß haben kannst, — daß das Notenblatt der Kunst, die das Ihrige gethan, um dir den bittergesalzenen Morgenkelch möglichst zu versüßen, — daß endlich auch die Armuth, und letztere namentlich unter mancherlei ihrer Proteusgestalten, sowie noch Dies und Jenes, an das man eben nicht gleich denkt und das sich nicht so leicht classificiren läßt, die stille Hoffnung im Busen nährt, du werdest in der Stunde des Abschieds seiner dankbar und liebevoll gedenken —: wenn wir es dir auch nicht sagen, es werden sich Freunde finden, die dich hierin kein Versehen begehen lassen, und wäre auch das nicht — es sorgt sich schon von selbst, daß du nichts von alledem vergessest!

Nun aber laß uns nach dem „Wetterwinkel" schauen und zusehen, was aus unserer Absicht zu werden droht, uns auch in der Umgegend des Bades ein wenig umzuschauen! Nordwestlich dort über der Waldquelle ist die verhängnißvolle Stelle! Dunkle, schwere Wolken steigen empor. Flüchte dich ins Lesecabinet, zu einem Freunde, in deine Stube! Heute gibt es Gewitter und Regen. Aus einem Ausfluge wird nichts. Möglich, daß dich noch ein schöner, wiewol etwas

kühler Abend in dem erfrischten Thale entschädigt. Denn sind auch die Gewitter in diesem Thalgrunde etwas häufiger als im flachen Lande, ergießen sich die Wolken auch in heftigern Strömungen, lagern zuweilen auch düstere Nebelgeister über den Wipfeln der Wälder: um so schneller wechselt dies Alles wieder. Der liebe Herrgott weiß, daß er es mit Curgästen zu thun hat, denen, wie sehr auch eine Stunde von hier der Landmann darum flehen mag, mit einem andauernden Regen nicht gedient ist. Er macht es daher kurz ab. Heute sperrt er dich in deine oder Klinger's oder des „Neptun" vier Mauern, morgen magst du ausfliegen! Bist du ein Freund von Fernsichten, wo

Schweifen kann der Sinn
In die Ferne hin,
Bis Gewölk und Bergeszinnen
Grauend ineinanderrinnen,

Und aus Felsenhorst,
Trümmern, finsterm Forst
Sich empor von selber dichten
Hochromantische Geschichten —

so klimme zur Amalienhöhe oder zur Wilhelmshöhe hinan. Weithin gegen Süden liegt das classische Land nicht nur von Rank's Böhmerwald-Schilderungen, sondern auch von Schiller's „Räubern" vor dir offen, abgegrenzt von den Gipfeln des Mauthbergs, des Hollenbergs und des Pfrauenbergs.

Genügen dir hingegen auch Aussichten und Ruhepunkte ohne romantische Zuthat, so wähle den Franzensberg, die Hirtenruhe, den Freundschaftssitz. Liebst du nicht zu ferne Fußpartien, wende dich nach Hammerhof, Auschowitz, Kieselhof, Hohendorf, nach dem Jägerhause oder der Waldmühle, und fühlst du dich Anstrengenderm gewachsen, so erklimme den Basaltkegel des Podhorn und sieh dich von dort im Böhmerlande und im benachbarten

Baierlande um! Hast du das gethan, so wollen wir sodann Marienbad Lebewohl sagen, nicht ohne noch einmal in segnender Erinnerung des frommen Böhmenherzogs Hroznata zu gedenken und den Wunsch auszusprechen, bei unserer nächsten Wiederkehr seinen Namen durch irgendeine Stelle in den Bergen oder vielleicht eine der neuaufgefundenen Quellen dankbar verewigt zu finden.

IV.

Karlsbad.

1.

Die Routen von Marienbad dahin. — Stift Tepl. — Johannes Lohelius. — Böhmische Musikanten. — Schlaggenwald, Falkenau und Elbogen.

Zwei Wege stehen uns zur Weiterreise von Marienbad nach Karlsbad zugebote; der eine zurück über Sandau und Gaßnitz und sodann über Falkenau, ein Umweg, der wol nur in dem Fall gewählt werden dürfte, wenn von Marienbad aus ein Besuch Karlsbads und zugleich Franzensbads beabsichtigt wäre; der andere über Einsiedel und Petschau, der nähere und gewöhnliche, den auch wir wählen. Karlsbad ist von Marienbad auf dieser Route nur zwei kleine Poststationen entfernt.

Bei Abaschin, wo wir den Podhorn noch einmal in unmittelbarer Nähe haben, theilt sich ein trefflicher Landweg ab, der gegen Stift und Städtchen Tepl führt. Dieses Kloster ist eines der wenigen, die der Prämonstratenserorden vorzüglich in Böhmen noch innehat. Im Jahre 1120 durch den xantener Chorherrn und nachmaligen Erzbischof von Magdeburg,

Norbertus, auf einer waldumschlossenen Wiese bei Coucy in Frankreich gestiftet, welche der Gründer als ihm eigens zu diesem Zweck von Gott angewiesen bezeichnete und von welcher — „pré montré" — der erste Convent auch seinen Namen annahm, verbreitete sich dieser, der strengern Regel des heiligen Augustin folgende Orden rasch über Spanien, England, die Niederlande, das Deutsche Reich, Polen u. s. w. Eines seiner frühesten Klöster gründete er unter andern in der Nähe von Prag auf dem Berge Strahow, zu Unserer lieben Frauen auf dem Berge Sion genannt. Von hier verpflanzte er sich sodann nach Tepl. Auch Frauen folgten den Regeln dieses Ordens, der vor der Reformation an 2000 Stiftshäuser zählte, nach derselben jedoch kaum die Hälfte und zur Zeit nur eine nicht sehr bedeutende Anzahl, wovon die meisten in Oesterreich. Der Bau des gegenwärtigen tepler Stifts wurde unter Abt Raimund Wilfert II. im Jahre 1690, nachdem das ursprüngliche durch zwei verheerende Brände (1659 und 1677) zerstört worden war, begonnen und 1720 vollendet. Es umfaßt außer der Stiftskirche die Wohnräume für den jedesmaligen Abt, für die ältern und kränklichen Mitglieder des Convents, für die Novizen, die theologischen Schulen für diese Letztern, eine reiche Bibliothek und mancherlei kostbare Sammlungen. Ein großer Theil der Ordensmitglieder versieht die Seelsorge in den 24, dem Stift zustehenden Pfarrsprengeln, dann die Professuren am pilsener Obergymnasium. Wissenschaft und Kunst, insbesondere die Musik, fanden hier stets eine fleißige Pflege. Hervorgegangen aus dem tepler Stift war unter Andern auch der prager Erzbischof und Rath Rudolf's II., Johannes Lohelius, einer der eifrigsten und einflußreichsten Verfechter des Katholicismus gegen die Reformationsbewegungen in Böhmen zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Zu Wogau im Egerlande im Jahre 1549 geboren,

kam er, der Sohn eines Ackerknechts, als 13jähriger Junge ins Stift Tepl, um hier als Stallbursche zu dienen. Abt Johannes Muregus wurde auf die Fähigkeiten, insbesondere das musikalische Talent des jungen Roßwärters aufmerksam, ließ ihn unterrichten und nahm ihn endlich, nachdem er ihn zuvor 1570 als Organist an der Stiftskirche angestellt hatte, im Jahre 1573 in den Orden auf. Fünf Jahre darauf, im Alter von 27 Jahren, war Lohelius bereits Abt des Stifts Strahow, mit 38 Jahren Generalvicarius aller Prämonstratenserstifte in Oesterreich und Polen. Durch Kaiser Rudolf's II. Einfluß wurde er im Jahre 1612 Erzbischof von Prag. Gegner der Erhebung des böhmischen Adels gegen Ferdinand II., den er 1617 zum Könige von Böhmen gesalbt hatte, mußte er im Jahre 1620 sich aus seiner Diöcese flüchten, lebte eine zeitlang am Hofe des Kaisers zu Wien, nahm jedoch seinen erzbischöflichen Sitz nach der über Böhmens Zukunft entscheidenden Schlacht am Weißen Berge noch im selben Jahre wieder ein. Zwei Jahre darauf starb er im dreiundsiebzigsten Jahre seines Alters.

Wir erklimmen bei Rojau das tepler Plateau und erreichen über Einsiedel bald eines der classischen Heimatstädtchen der weltdurchpilgernden böhmischen Musikanten, Petschau. Nicht nur in allen Bädern begegnen wir auf den Brunnenmusikpodien petschauer Stadtkindern, nicht nur in Böhmen, Baiern, Sachsen, an den Ufern der Elbe bis an die Nordsee und an den Ufern der Donau bis ans Schwarze Meer hin spielen sie auf, wir begegnen ihnen nicht nur in Spanien und Rußland, sondern selbst jenseit der Oceane in andern Welttheilen, in Asien, Afrika und Amerika. Ihr Name hat allenthalben einen so guten Klang wie ihre Geigen und ist von einem großen Theile der wandernden böhmischen Künstler als bezeichnender Collectivname adoptirt worden. „Petschauer

Musikanten" heißt es, gleichviel ob sie eben ihren Paß von Petschau ausgestellt haben oder sonst woher. Der Drang in die Ferne, der diesen Kindern der nomadisirenden Muse, diesen Aposteln des böhmischen Kunstruhms innewohnt, ist überhaupt ein äußerst bemerkenswerther.

Sag' mir, wo noch kein Lied erklang!
Und wär' der Weg hin noch so weit,
Ich frage nicht nach Raum und Zeit,
Ich lenke hinwärts meinen Gang!

ist ihrer Aller angeborener Wahlspruch. Ein Freund von uns, der vor einigen Jahren in Brasilien reiste, fand in Buenos-Ayres eine böhmische Gesellschaft, zusammengesetzt aus Petschauern, Preßnitzern und Graslitzern. Als sie von ihm erfuhren, daß er ein Oesterreicher und in ihrer Heimat wohl bekannt sei, bereiteten sie ihm die Ueberraschung, ihm eine glänzende Serenade zu bringen. Sie spielten von Sonnenuntergang bis lange nach Mitternacht ihr ganzes Repertoire durch. Als unser Freund sie bewirthen und ihnen seine Gegenaufmerksamkeit durch ein gar nicht unbedeutendes Geldgeschenk beweisen wollte, lehnten sie Beides entschieden ab. „Was wir Ihnen da aufspielen", sagten sie, „ist ja nur ein Gruß an die Heimat, den wir Sie schönstens zu bestellen bitten!" — Wir selbst trafen vor einigen Jahren eine kleine Gesellschaft in Widdin. Es war ein junges Ehepaar. Der Mann strich die Geige, seine hübsche junge Frau zupfte Harfe. Ein junger Bursche, der die Flöte blies, hatte sich ihnen angeschlossen. Ich weiß nicht wie wir auf den Einfall kamen, ihnen zu rathen, sich nach Aegypten zu wenden. An ein ernstliches Anrathen einer Wanderung nach dem Lande der Pharaonen dachten wir gewiß nicht. Es war eben nur so ein Einfall, wie er uns im Gespräche kam, wir wissen selbst nicht

wie. Allein die Leutchen nahmen ihn ganz ernstlich auf Wir gaben ihnen eine Karte mit einer Empfehlung an Mr. **, Ihrer Majestät der Königin von England Consularbeamten in Kairo. Ein Jahr später benachrichtigte uns ein Brief aus Kairo, daß die Karte richtig abgegeben war. Zugleich bedankten sich alle Drei für den guten Rath und versicherten, daß sie gar nicht übel daran gethan, ihn zu befolgen.

Von Petschau führt der Weg nach Karlsbad über die Höhen am rechten Teplufer weiter.

Zu unserer Linken im Gebirge bleiben uns Lauterbach und Schönfeld, kleine Bergstädtchen mit fleißigem Zinnbau, dann in der sogenannten „Zeche", einer herrlichen Felsengegend, die ihren Namen wol dem vor alters hier betriebenen Silberbergbau verdankt, die alte nunmehr freilich etwas herabgekommene Bergstadt Schlaggenwald. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch gaben die Silbergänge in den schlaggenwalder Bergen reichliche Ausbeute. Nunmehr wird hier nur noch auf Zinn gegraben. Doch findet sich dieses von so ausgezeichneter Qualität, daß es unbedingt dem englischen an die Seite gesetzt wird. Allein der wichtigste Industriezweig Schlaggenwalds ist in diesem Augenblicke die Porzellanfabrikation, eine der vorzüglichsten im Lande.

Weiterhin zur Linken liegen uns Falkenau und Elbogen, beide an der Eger, jenes ein kohlenrauchgeschwärztes, betriebsames Städtchen mitten in weitgedehnten Hopfengärten, dieses eine der ältesten Städte Böhmens. Für ihr Alter zeugt schon ihre Lage auf der Höhe eines gegen den Egerstrom hinab steilabschüssigen Felsens; daß hier jedoch schon unter den Markomannen ein festes Schloß gestanden, läßt sich durch nichts erweisen. Ebenso wenig erwiesen, wiewol nicht unwahrscheinlich ist es, daß Elbogen sowie Eger von den

Pfalzgrafen von Vohenburg gegründet worden. Gleichzeitig mit Eger und durch dieselbe Veranlassung kam es 1149 an Friedrich Barbarossa, hierauf an die Herzoge von Baiern und um 1265 an Ottokar II. von Böhmen. Während König Johann von Böhmen in Frankreich kämpfte, sah sich die Königin Elisabeth, seine Gemahlin und stellvertretende Regentin, durch die Unruhen, die Heinrich von Lipa gegen sie angezettelt, genöthigt, mit ihrem erstgeborenen Sohne, dem nachmaligen König Karl IV., im festen Schlosse Elbogen Schutz zu suchen. Karl IV. behielt für Elbogen stets eine besondere Vorliebe, bestätigte den Bürgern ihre sämmtlichen alten Privilegien und enthob sie aller Steuern und Gaben, an deren Statt sie zur Aufrechterhaltung der Rechtsform jedem Könige von Böhmen, der Elbogen jemals besuchen würde, einen hölzernen Becher voll schwäbischer Heller überreichen sollten. Den hölzernen Becher besitzt die Stadt noch; statt der schwäbischen Heller jedoch zahlt sie die in Oesterreich üblichen Steuern wie jede andere. Während der Hussitenkämpfe theilweise eingeäschert, war Elbogen im Jahre 1434 von Kaiser Sigismund dazu ersehen, an den egerer Burggrafen Kaspar Schlik mit noch anderweitigen Territorien, darunter Schlackenwerth, Graslitz &c. gegen ein Darlehn verpfändet zu werden. Schlik war jedenfalls einer der hervorragendsten, aus dem Egerlande stammenden Männer. Der unternehmende Sohn einer reichen egerer Patricierfamilie, deren Mitglieder unter den ältesten Rathsherren und Bürgermeistern Egers erscheinen und die von Karl IV. während seines Aufenthalts in Rom in den Ritterstand erhoben worden waren, hatte er sich auf dem Schlachtfelde sowol als auf jenem der Diplomatie Kaiser Sigismund's Gunst in hohem Grade erworben. Von diesem zum Reichsgrafen erhoben und mit Aemtern und Würden überhäuft, spielt er und seine Nachfolger in der Geschichte des Eger-

landes und der benachbarten Gebiete eine große Rolle. Für Elbogen übrigens war sie nicht sehr segensreich. Von jeher durch seine Burggrafen hart bedrängt — ein kolossaler Meteoreisenstein, der bei Elbogen gefunden worden, verewigte das Andenken an diese Vogte mit dem Namen „Eiserner Burggraf", den ihm das Volk wol schwerlich beilegte, um deren mildes Regiment damit zu bezeichnen! — und von den Schlik nicht viel besser gehalten, erhoben sich die Bürger zu wiederholten malen gegen ihre Pfandherren aus diesem Stamme, bis sie es endlich durchsetzten, daß ihre Stadt (1547) ihrem Wunsche gemäß unmittelbar der Krone Böhmens einverleibt wurde. Jedoch gleich vier Jahre darauf wurde sie wieder verpfändet und zwar an den Burggrafen von Meißen. Im Jahre 1598 endlich, nachdem es sich aus eigenen Mitteln freigezahlt hatte, sah sich Elbogen unter die Zahl der königlichen Städte aufgenommen. Seit der Zeit auch blieb es in Ruhe und erfreute sich eines blühenden Wohlstandes, bis es im Jahre 1725 fast ganz niederbrannte. Bald jedoch erholte es sich auch von diesem harten Schlage zu seiner gegenwärtigen Gestalt. Das alte Schloß der Schlik ist seit Rudolf II. Eigenthum der Stadt und wird als Gefängniß benutzt. Die Kettenbrücke, die an diesem Schlosse vorbei von einem Felsen zum andern über die tief unten brausende Eger gespannt ist, wurde von 1833—36 gebaut. Die dortige Porzellanfabrik reiht sich in ihrer Art den besten Deutschlands an.

Ueber Drosau und Donawitz senkt sich die Straße ins enge Teplthal hinab. Wir kommen durch Hammer, das ämsige Arbeiterdorf.

Da ruht nicht die Axt den ganzen Tag,
Des Rades Schwung, des Hammers Schlag.

Vorm Hahnenruf in dämmernder Früh'
Hebt an schon zu walten des Tages Müh.

Hier holt sie den Baum von felsiger Wand,
Und zimmert und bohlt ihn mit meisternder Hand.

Da zwingt sie des Erzes glühenden Fluß,
Daß er dem Dienste sich fügen muß.

Dort hebt sie den Thon aus der Grube Spalt
Und schmiegt ihn in des Bedarfes Gestalt.

So schafft sie hier in kleinem Bereich
All seinen Bedarf dem Menschen gleich:

Ein schützendes Haus, einen nährenden Pflug,
Und dazu für den Abend den labenden Krug.

Eine kurze Strecke noch — und sandbestreute Pfade, Gärten mit Ruhesitzen und einladenden Tischen, Musikstände, Stege über den Fluß und das charakteristisch langsame Gewühl von allerlei müßigen Menschen zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen, wie es eben nur Bädern eigen ist, endlich einzelne, vorpostengleich exponirte Häuser lassen uns erkennen, daß wir Karlsbad erreicht haben.

Noch zwei andere Straßen außer der marienbader, auf der wir anlangen, führen unmittelbar bis Karlsbad: die egerer von Westen her, die zugleich unfern der Stadt die Straße aus dem Norden aufnimmt, und die prager aus dem Osten, letztere jedoch, nachdem sie erst noch eine ganze Strecke an den Höhen längs des rechten Teplufers sich hingezogen, in kunstvollen Windungen im Norden der Stadt sich an den Fluß hinabgesenkt, hier der egerer Straße begegnet und sich mit ihr vereint hat.

Von den beiden ersten Straßen aus präsentirt sich Karlsbad fast gar nicht. Der Reisende sieht es nicht eher, als bis er eben darin angelangt ist. Ein um so überraschenderer

Anblick ist ihm vorbehalten, wenn er an dieses wundersamste unter den böhmischen Bädern von der prager Seite herankommt. Lange ehe er darin anlangt liegt die Stadt neben ihm tief unten in der Schlucht, als brauchte er nur den Fuß aus dem Wagen zu setzen und ein paar Schritte bergab zu thun, um mitten darin zu stehen. Erst hat er sie zur Linken, dann wieder zur Rechten, dann plötzlich ihrer ganzen Länge nach vor sich. Endlich ist sie sogar eine geraume Weile seinem Gesichtskreise völlig entschwunden und es ist ihm, als entfernte er sich vielmehr, anstatt daß er sich ihr nähere. Da mit einem male rauscht die Tepl zu seinen Füßen, schmucke, freundliche Wohnhäuser grüßen in den Wagen hinein — er ist an Ort und Stelle.

Aber auch an vielfachen andern Punkten, von denen aus man einen Gesammtblick darüber gewinnen kann, hat Karlsbad keinen Mangel. Die freundliche, lebensvolle Stadt ist nach allen Seiten hin von Höhen so eingeschlossen und überragt, daß man nur die erste beste zu erklimmen, sie hat der Häuser so viele an die luftigsten, fast möchten wir sagen schwindeligsten Punkte hingestellt, daß man nur an die Fenster eines derselben zu treten braucht, um das herrlichste Panorama vor sich ausgebreitet zu sehen.

Das Terrain, welches Karlsbad in diesem Augenblick einnimmt, ist unstreitig eines der ungünstigsten und uneinladendsten für die Anlage einer Stadt: eine tiefe, enge, in der Form eines verkehrten römischen S von Süden gegen Norden gewundene und nach dieser letztern Weltgegend hin sich öffnende Schlucht. Steile Höhen umschließen diese zu beiden Seiten. Im Westen der Hammerberg und der Hirschensprung mit dem Schloßberge und Bernhardfelsen, von denen die beiden erstern aus grobkörnigem Granit bestehen, die beiden letztern hingegen aus einer eigenthümlichen,

von Hornstein und Schwefelkies durchdrungenen Masse, welche Hoff und Goethe als eine Art Granit-Breccia, in neuester Zeit hingegen von Buch und von Warnsdorff als durch Kohlensäure und Wasserdämpfe modificirten Granit bezeichneten. Im Osten der Tappen- oder Laurenzberg, der Buchenberg, der Dreikreuzeberg und die Stephanshöhe, deren Hauptmasse wieder feinkörniger Granit ist. Durch die tiefste Furche dieser Schlucht nimmt die in der Umgebung des Podhorns im Teplergebirge ihre Wässer sammelnde Tepl ihren Lauf, um bald darauf in den Egerfluß zu münden. Bis hart an den Wasserspiegel senken sich meist die Abhänge dieser Höhen herab und nur schmale, hier und da ebene, größtentheils aber abschüssige Uferstreifen blieben der Ansiedelung zwischen ihnen und dem Flusse zur Verfügung. Längs dieser Uferstreifen nun und längs dieser Abhänge dehnen sich die 560 ältern und neuern Häuser, Brunnentempel, Wandelbahnen und Bäder hin, die das heutige Karlsbad ausmachen.

Von einer Gliederung in Plätze und Straßen wie bei andern Städten kann hier natürlich keine Rede sein. Nur zwei lange, dichte Reihen von Häusern sind es, die, dem gebietenden Laufe des Flusses folgend, sich von dem etwas erweiterten Mittelpunkte der Stadt hier gegen Süden, dort gegen Norden weitererstrecken. Am linken Ufer bildet diesen Mittelpunkt der alte, unregelmäßige und nicht sehr geräumige Marktplatz mit dem westlich über ihm sich erhebenden Schloßplatze. An ihn schließt sich in nördlicher Richtung die Mühlbadgasse, in südlicher die Alte Wiese an. Den Mittelpunkt am rechten Ufer bilden die Sprudelgebäude mit der Sprudelgasse, die sich in ununterbrochener Folge am Ufer hin nordwärts in die Kreuz- und Egerstraße, südwärts in die Neue Wiese und Marienbaderstraße fortsetzt. Höher hinan erheben sich von ihr dem Markte und Schloßberge

gegenüber der Kirchenplatz und die Kirchengasse, deren ersterer in die Schulgasse, letztere in die alte Prager Gasse ausläuft; sodann als Abzweigung der Kreuzgasse die Andreasgasse und parallel mit der Neuen Wiese die Geweihdinggasse und Laurenzgasse. Dazwischen hinein drängen sich überall Büsche und Bäume, ringsum darüber ragen dunkle Waldungen und kahle Felsstücke, auf deren jedem wieder sich da ein Kreuz, dort ein Denkstein, dort ein anderes schlichtes Zeichen der Erinnerung erhebt, und in der Tiefe unten, im Kerne der Stadt, bezeichnen weiße Dampfwolken die Stätte, unter welcher der Sprudel, das seit Ewigkeiten mächtig pulsirende Herz Karlsbads, seine brodelnden Schäume emporschnellt. An diesen zugleich knüpft sich die interessante Bildungsgeschichte des soeben von uns skizzirten Terrains.

Zu einer Zeit nämlich, bis zu welcher keine menschliche Erinnerung und nur die mühsamste Forschung der Wissenschaft zurückreicht — vielleicht unmittelbar nach der Epoche der Basalteruption —, schlossen unterhalb der Schluchtsohle, durch welche heute die Tepl ihre Furche zieht und in welche wir nunmehr Karlsbad eingelagert finden, die untersten Abhänge der oben bezeichneten Höhen einen, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht sehr umfangreichen Felsenkessel ein, in welchem sich die aus bisher unermessener Tiefe emporströmenden heißen Sprudelwässer anhäuften. Auf ihrem Kreisgange aus der Atmosphäre durch die zunächst und auch entfernter anliegenden Gebirgsarten zu jener uns unbekannten Tiefe hinab und aus dieser wieder empor, nahmen diese Gewässer nicht nur ihre hohe Temperatur an, sondern auch die verschiedenen durch Vermittelung von freier Kohlensäure sich aus den Elementen dieser Gebirgsarten bildenden löslichen Salze auf und führten sie mit sich in den Kessel empor. Ein großer Theil dieser Salze vermochte bei einer so hohen Temperatur — namentlich die

doppeltkohlensauern — nur solange gelöst zu bleiben, als er dem Einflusse der atmosphärischen Luft entzogen war. An diese hervorgetreten und zum Theil durch die Verdunstung des Wassers unterstützt, schied er sofort aus und setzte sich in festen Massen an dem Rande des Kessels an. Ließen diese Ansätze den heißen Fluten anfangs noch immerhin einen genug weiten Spiegel frei, so mußte sich doch dieser im Verlaufe der Zeiten infolge unaufhörlich fortgesetzter Ausscheidungen immer mehr verengern, bis er sich zuletzt von einer dichten Kruste von Salzen — der sogenannten Sprudeldecke — völlig überdeckt und auf eine enge, zu der Menge des emporquellenden Wassers in keinem Verhältniß stehende Oeffnung zurückgeführt fand. Jetzt schon, oder wenn auch noch diese Oeffnung zu versintern begann, vermochte wieder ihrerseits die Decke dem Andrange der Wasser und der erhöhten Spannung der Gase nicht länger Widerstand zu leisten. Sie wurde gesprengt, brach ein und das Wasser trat über sie empor. Hiermit begann aber auch wieder von neuem der Proceß der Ablagerung und währte solange fort, bis über den Trümmern der alten eine neue Sprudeldecke gebildet war und eine neuerliche Zersprengung dieser nöthig geworden. Wie oft sich dieser Proceß der Bildung einer neuen Sprudeldecke und deren Wiedereinbruch wiederholte, dürfte wol kaum zu ergründen sein. In ihm allein jedoch findet Das, was über das Vorhandensein von Höhlungen unterhalb der heutigen Sprudeldecke und über das Vorkommen von Trümmern dieser Decke an höhern Punkten, z. B. dem heutigen Kirchenplatze, bisher bekannt geworden, seine natürliche Erklärung. Erst mit dem Einbruche der Tepl in diese Schlucht und mit dem durch den Durchbruch, den diese ins Egerthal genommen, hergestellten freien Abzug der heißen Sprudelwässer war den weitern Wiederholungen dieses Vorgangs ein Ziel gesetzt. Als sein Product jedoch ist die bis dahin gebildete Spru-

deldecke zurückgeblieben. In sie grub die Tepl ihr heutiges Rinnsal, auf ihr ruht, soviel bisjetzt bekannt, derjenige Theil Karlsbads, den wir zu beiden Seiten des Flusses von der Mitte der Alten Wiese und dem Theater etwa bis an den Bernhardsfelsen hin gelagert finden.

Von den verschiedenen Stellen, an denen im Verlaufe der Jahrtausende die heißen Gewässer den Panzer der stets sich erneuernden Decke durchbrochen und sich wieder einen freiern Ausgang verschafft, scheint die letzte bedeutendere die des heutigen Sprudels gewesen zu sein. Denn kehrten auch ungeachtet des Abflusses, den nunmehr das Bett der Tepl den heißen Wassern gebahnt, von Zeit zu Zeit im Gefolge von vermehrten Gasanhäufungen und dadurch erhöhter Spannung gegen die Decke mahnende Erinnerungen an die Periode jener mächtigen Sprengungen wieder — die Geschichte Karlsbads kennt sie unter dem Namen der Sprudelausbrüche —, so erreichten doch diese nie mehr die Gewalt ihrer Vorgänger, und nur der Ausbruch vom Jahre 1809 brachte in unmittelbarster Nähe des Sprudels einen neuen bedeutenden Wasserstrahl zutage: die Hygieaquelle. Aber selbst die Vehemenz dieser Nachklänge einer längst vorübergegangenen Periode hat die Vorsicht durch jährlich viermalige Anbohrungen der Decke, durch welche den mittlerweile sich ansammelnden Gasen ein offener Ausgang erhalten wird, zu mildern, vielleicht selbst zu beseitigen verstanden.

Wann nun zuerst diese merkwürdige Schlucht ein menschlicher Fuß betreten, ist die Geschichte zu ermitteln nicht mehr im Stande. Ihre ältesten Aufzeichnungen finden hier bereits einen keineswegs ganz unbedeutenden Wohnsitz vor. Sage nur und erlaubte Vermuthung etwa reichen so weit zurück. Jene erzählt von einer Jagd Kaiser Karl's IV., deren Eifer den kühnen Jäger in diese Felseinsamkeit verlockt und ihn so den seltsamen

heißen Quell entdecken ließ. Nichts steht zwar der Glaubwürdigkeit des eigentlichen thatsächlichen Kerns dieser Sage entgegen. Doch müßte offenbar ihr Ursprung in einer viel frühern Zeit und somit auch die Person des Jägers anderswo als auf dem Throne Böhmens gesucht werden; die erstere etwa in einem der letzten Jahrhunderte des vorigen Jahrtausends, diese vielleicht unter den Pfalzgrafen von Vohenburg, die damals bereits zu Eger und auf der nahen Veste Elbogen hausten. Leicht, wie dies so oft vorkommt, konnte später die im Gedächtniß des Volkes fortlebende Thatsache auf eine glänzendere, hervorragendere, um die Oertlichkeit selbst überdies so verdiente Persönlichkeit übertragen worden sein, wie die Karl's IV. in Böhmen ist. Die Vermuthung wenigstens kann es kaum für wahrscheinlich erachten, daß der merkwürdige Quell den Herren und sonstigen Bewohnern Elbogens und des Landes umher auf die Länge der Zeit unbekannt geblieben sein sollte. Auf ihren Jagden und Streifzügen durch das üppige und darum gewiß schon frühzeitig wohlgekannte Egerthal mußten sie wol die warmen, in die Eger sich ergießenden Fluten der Teplá, d. i. des warmen Flusses, bald bemerkt und dem Laufe derselben aufwärts folgend die Dämpfe des Sprudels emporqualmen gesehen haben. Der diesem Quelle eigenthümliche Sprudelstein findet sich nicht nur in den Resten des nahen Dorfes Thiergarten — im heutigen Stadtgute — sondern auch unter den Trümmern der entferntern Burgen von Neudeck und Buchau.

Sichergestellt ist, daß die ersten Ansiedler an dem somit wenigstens schon vor einem Jahrtausend gekannten Quell aus dem eben genannten Dorfe herangekommen, sowie daß allmälig die ganze Bevölkerung dieses Dorfes ihrem Beispiele gefolgt. Daß hierzu die an dem Quell entdeckte Eigenthümlichkeit und bald wahrgenommene Heilkräftigkeit den nächsten Anlaß ge-

geben, dürfte kaum bezweifelt werden, wenn man erwägt, daß weder fruchtbarer Ackergrund, noch üppige Triften, noch auch lohnender Bergbau zur Niederlassung hier einladen konnten.

Zu dem Zeitpunkte, wie gesagt, wann diese zuerst begann, reichen bisjetzt die Daten der Geschichte nicht zurück. Gewiß ist nur, daß der so entstandene Ort zu Ende des 12. Jahrhunderts kein ganz unbedeutender, unbekannter mehr gewesen sein kann. Dobner bereits hält ihn für wichtig und bemerkenswerth genug, um ihn auf seiner Karte von Böhmen aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts zu verzeichnen. Die „vary" — heiße Wässer — die sich auf dieser finden, entsprechen ihrer Lage nach ganz unzweideutig dem spätern Karlsbad. König Johann schon belehnt ihn mit dem Dorfe Thiergarten (1325). In einem Gedenkbuche des Ordens der Kreuzherren mit dem rothen Stern findet er sich im Jahre 1355 mit unter den Pfründen dieses Ordens aufgeführt. Karl IV., von seinem Zuge nach Italien heimgekehrt, weilte hier wiederholt, gab dem Orte seinen Namen, erbaute sich da ein Schloß (1364) — daher noch heute die Bezeichnung des Schloßbergs —, und erhob kurz vor seinem Tode den Ort unter die Zahl der freien Städte Böhmens (1375), eine Auszeichnung, die diesen umsichtigen und für Böhmen besonders väterlich thätigen Kaiser, wenn auch nicht als den Gründer doch als den ersten und einflußreichsten Förderer Karlsbads erscheinen läßt, und aus der andererseits wol auch auf die Bedeutung dieses Orts zu seiner Zeit zurückzuschließen gestattet ist.

Jedenfalls ist diese Bedeutung — und nur in seinen Thermen konnte sie beruhen — ungleich älter als die ersten schriftlichen Aufzeichnungen, die wir darüber kennen. Es sind dies zwei lateinische Poesien; die eine muthmaßlich aus dem Ende des 15. Jahrhunderts — Bohuslaw Lobkowitz von

Hassenstein, der Verfasser derselben, starb 1510 — die andere, die den joachimsthaler Dichter Elias Corvinus zum Verfasser hat, aus dem Jahre 1508. Die erstere, von der Dr. de Carro Uebersetzungen in 16 Sprachen veranlaßt hat, finden wir am Mühlbrunnen in eine Marmorplatte gegraben. Sie schließt mit dem Segensspruche:

Fließe durch Aeonen noch fort, o heilige Quelle!
Reich' mildthätig die Hand dem siechen Menschengeschlechte,
Wecke im Greise die Kraft und schmücke vom neuen die Jungfrau,
Welche dem Tode gebebt, mit Anmuth; es grüße die heimische Küste
Freudiger, wer in dein Naß die siechen Glieder getaucht hat!*)

Die andere lautet in deutscher Uebertragung:

Quelle, die du, erwärmt durch ewig wallende Gluten,
An der Tepla Saum nachbarlich rauschest empor,
Lass', ich flehe zu dir, in die mühsalgebrochenen Glieder
Froher Gesundheit Lust kehren nun wieder zurück!
Neu auflebend, wie sonst, will ich die einsamen Stunden
Wieder mit strebendem Sinn weihen sodann dem Gedicht;
Aber dein Name wird zieh'n von Land zu Land um den Erdkreis,
Höher noch preist dich der Ruhm als den parnassischen Quell!

Verse, die nicht minder von der begeisterten Verehrung der beiden Dichter als von dem Rufe zeugen, dessen der besungene Quell zu ihrer Zeit bereits genossen haben muß.

Die erste ärztliche Schrift über Karlsbad datirt indeß erst vom Jahre 1521. Der elbogener Arzt Dr. Wenzeslaus Payer, der wahrscheinlich den in Karlsbad die Cur gebrauchenden Kranken mit seinem ärztlichen Rath beistand, ließ sie zu Leipzig drucken. Karlsbad zählte damals nur 80 Häuser,

*) Wir geben diese Verdeutschung, wie sie Dr. Rudolf Mannl in seinem Buche über Karlsbad gebracht, auf welches wir übrigens den reisenden Leser als ein schätzenswerthes ganz besonders verweisen.

bald darauf jedoch (1531) bereits ein Hospital für arme Sieche. Ein Graf Albrecht aus der uns bereits bekannten Familie der Schlik ließ es auf seine Kosten erbauen und setzte fest, daß jeder Bemittelte, der nach Karlsbad käme, um hier zu baden, zu dessen Unterhaltung einen Beitrag leisten solle. Dieses Spital — „Zum Heiligen Geiste" — besteht noch heute. Die zweite ärztliche Schrift erschien 1570 und hatte einen eingeborenen karlsbader Arzt, Dr. Fabian Summer, zum Verfasser. Daß um diese Zeit bereits Gäste aus ziemlich weiter Ferne herankamen, dafür zeugt die Anwesenheit des Erzherzogs Ferdinand aus Tirol mit seiner Gemahlin, der schönen Augsburgerin Philippine Welser.

Das Jahrhundert der Reformation war für Karlsbad kein sehr günstiges, ungeachtet es ihm während derselben weder an rührigen Aerzten noch an hohen Besuchern und Gönnern mangelte. Dr. Reudenius focht um diese Zeit seinen Strauß gegen den „Schleder Sewerling" (1614), den vermeintlichen kalten Rivalen des Sprudels, Dr. Strobelberger aus Regensburg, der sich in Karlsbad angesiedelt hatte, seine Instruction für die dasigen Curgäste (1622), und Dr. Hüllinger, gleichfalls ein geborener Karlsbader, seine Beschreibung des „weltberühmten Karolsbades". Allein zwei schwere Calamitäten hatten die Stadt in rascher Aufeinanderfolge hart heimgesucht; eine Ueberschwemmung (1583), und kaum daß sie sich von dieser einigermaßen erholt — sie zählte bereits wieder 102 Häuser, hatte ihre Stadtmauern und ihre Stadtthore —, eine verheerende Feuersbrunst (1604), durch die sie fast ganz, den neuen an der Stelle des ehemaligen Schlosses Karl's IV. erbauten Stadtthurm und einige wenige Häuser ausgenommen, in Asche gelegt ward. Dazu kam noch, daß die Karlsbader der reformatorischen Bewegung sich angeschlossen und das neue Glaubensbekenntniß sich an=

9*

geeignet hatten (1554). Es zog dies ihrer guten Stadt eine ganzen Reihe harter Prüfungen und mancherlei bedrückender Heimsuchungen seitens der machthabenden Bekämpfer der neuen Lehre zu, die keineswegs danach angethan waren, ihr in ihrem neuerlichen Emporkommen förderlich zu sein, wenn auch die unmittelbaren Stürme der kriegerischen Zeit ihr nicht so merklich nahekamen, Waldstein mit seinen Generalen sie nur als Curgäste (1630) und die Schweden nur im Vorübergehen besuchten (1631 und 1646).

Erst nachdem es wieder zur Staatskirche zurückgekehrt war (1628) und die Bestätigung seiner alten städtischen Vorrechte und Privilegien von Ferdinand II. durch das Gelöbniß, für alle folgende Zeiten katholisch bleiben und Nichtkatholische unter seinen Bürgern nicht dulden zu wollen, erkauft hatte, macht sich mit dem Erlöschen der Brände der Religionskriege auch für Karlsbad ein entschiedener Fortschritt bemerkbar. Kaiser Leopold I. (1674), Kurfürst Georg III. von Sachsen (1682), König August I. von Polen und mit ihm der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog von Hannover, von zahlreichem und glänzendem Gefolge begleitet, finden sich ein (1691), geben lustige Feste, die in der Chronik des karlsbader Badelebens noch heute die fröhlichste Seite füllen; Bestschießen, deren Angedenken die Schützengilde zur Stunde noch bewahrt, bringen Erwerb und Geld unter die Bürger und was die Hauptsache ist, ziehen durch ihr Beispiel von Jahr zu Jahr immer neue Gäste heran. Von dieser Zeit an hat denn auch eigentlich Karlsbad die Periode seines durchgreifenden bis auf die unmittelbarste Gegenwart herein sich stets steigernden Aufschwungs zu datiren. Ihn festzuhalten und durch zweckmäßige Einrichtungen zu sichern, sowie ihn durch die Forschungen der Wissenschaft zu begründen blieb die Aufgabe des 18. und des laufenden Jahrhunderts.

Unter den Aerzten war es vor Allen auch hier Friedrich Hoffmann, welcher den Ruf der karlsbader, zu seiner Zeit bereits längst berühmten Quelle auf den streng umschriebenen Umfang ihrer Wirkungsfähigkeit zurückzuführen sich bemühte und ihn gerade durch diese und Specialisirung nicht wenig erhöhte. Seine Schriften zunächst waren es, welche die Aufmerksamkeit der Aerzte und durch diese des Publicums auf die ganz eigenthümliche Heilkräftigkeit dieser Thermen hinlenkte und ihnen den Rang anwiesen, den sie noch heute unter den bekannten Heilwässern der Welt einnehmen. Rüstig strebten ihm die karlsbader Praktiker nach und unter diesen wieder ist es vor allen Andern Dr. David Becher (geb. 1725, gest. 1792), der sich um seine Vaterstadt die dauerndsten Verdienste erworben.

Schon zu Ende des 17. Jahrhunderts hatte sich das Bedürfniß einer Erweiterung der Stadt sehr dringend fühlbar gemacht. Die gekrönten wie die ungekrönten, nichtsdestoweniger aber für ihr schweres Geld einige Annehmlichkeit beanspruchenden Häupter der Gesellschaft hatten es bis dahin in den bescheidenen Bürgerhäusern sich so gefallen lassen müssen, wie sie es eben vorfanden. Von Wandelbahnen, Promenaden, Alleen, Glorietten und belles vues war keine Rede. An einen bequemen, freundlichen Sammelplatz im Freien hatte nie Jemand gedacht, noch weniger an einen gemüthlichen geschlossenen Raum, der nur eine entfernteste Aehnlichkeit mit Dem gehabt hätte, was man heutzutage einen Cursaal nennt. Kurfürst Georg III., als er auf den grandiosen Einfall kam, seinen Mitgästen — wahrscheinlich zur bessern Verdauung des Sprudels — einen gebratenen, mit dergleichen Kaphähnen ausgefüllten Ochsen in concreto zu serviren, mußte den Wirth in eigens zu diesem Zweck auf der heutigen Alten Wiese errichteten Reisighütten spielen. Ein Gleiches mußte der König

von Polen thun, als er sich seinen Badezeitgenossen galant bezeigen wollte. Ueberdies noch mußte er einen großen Theil seines Gefolges außerhalb der Stadt ein Zeltlager aufschlagen lassen, wenn er es nur halbwegs unter Dach wissen wollte. So sah man sich denn veranlaßt, über die Marken der ehemaligen Stadtthore hinauszurücken, und Karlsbad erhielt einen Platz, der sofort sein beliebtester geworden und bis zur Stunde geblieben ist: die Alte Wiese (1690). Friedrich I. von Preußen und Peter I. von Rußland, als sie nach Karlsbad kamen, konnten hier bereits Wohnungen finden, so wohnlich und anmuthig, als sie zu jener Zeit nur in irgendeinem Bade zu haben waren. Bald schlossen sich ihr auch zwei prächtige Säle, der Sächsische Saal (1701) und der Böhmische Saal mit der Puppischen Allee — heute noch ein wesentliches Glied in der Kette des karlsbader öffentlichen Lebens — (1728) an. Als König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Kaiser Karl VI. mit der Kaiserin und in ihrer Begleitung Prinz Eugen „der edle Ritter", und noch mancher andere wackere Haudegen aus dem Türkenkriege sich hier einfanden (1732), trafen sie es in Karlsbad bereits so wohlig, daß sie nicht umhinkonnten, der guten Stadt und Bürgerschaft zu wiederholten malen ihr allerhöchstes Wohlgefallen zu erkennen zu geben. Kaiser Karl insbesondere vermerkte es als sehr unconvenirlich, daß eine Stadt, die einen der kostbarsten Schätze des christlichen Erdbodens in sich schloß, ihre Gottesverehrung in einem gar so kleinen und armseligen Tempel abhalten müsse, wie der war, in welchem der fromme Fürst während seines karlsbader Aufenthalts allmorgentlich die Messe hörte. Karlsbad hatte bereits im Jahre 1485 eine eigene Kirche gehabt. Im Jahre 1604 war auch sie niedergebrannt und nur ein dürftiger Bau hatte seit der Zeit ihre Stelle vertreten. Der Kaiser wies sofort ein Geschenk von 1000 Stück Dukaten an und

vier Jahre später stand die Kirche, die wir noch heute sehen, auf ihrem Platze. Freilich hatte sie um volle 90,000 Gulden mehr gekostet. Allein einem der dringendsten Bedürfnisse war abgeholfen und — das Andenken an die Anwesenheit des erlauchten Namensvetters Karl's IV. war für alle Zeiten gesichert.

Die eigentliche Periode der ersten Verschönerungen und des cordialen Badelebens fällt in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, unter die Wirksamkeit Becher's, und theilweise auch noch in die ersten Zeiten des gegenwärtigen. Für das Nützliche und Nothwendige sorgte die rastlose Thätigkeit dieses Mannes; dankbare Gäste zumeist und begeisterte Karlsbadfreunde unternahmen es für das Angenehme zu sorgen. Dr. Becher macht in dieser Zeit seine chemische Analyse der Thermen, die erste von wissenschaftlicher Bedeutung, die bis dahin vorgenommen worden, bekannt (1772). Der Mühlbrunnen erhält seine Ueberdachung (1748), der Sprudel in demselben Jahre, in welchem er wieder einmal die friedliche Stadt durch einen seiner unheimlichen Ausbrüche überrascht, seinen Ueberbau (1774); Graf Illinski aus Polen legt mit einem namhaften Geldgeschenk den Grund zu dem Fremdenhospital (1798), das einige Jahre später vollendet ist (1806); der bisherige halsbrecherische Weg durch die Prager Gasse weicht einer herrlichen Kunststraße mit einem Kostenaufwande von 160,000 Gulden (1809). Die Allee an der Alten Wiese, deren Schatten wenigstens einmal des Tages auf- und abzumessen jeder karlsbader Gast heutzutage für seine unerläßliche Pflicht hält, erhebt sich aus dem eingedämmten Ufer und ihr gegenüber windet sich der erste Steg zu den überraschenden Aussichtspunkten des Hammerbergs hinan (1756). Von dem Erträgniß des seit undenklichen Zeiten aus dem Sprudelwasser bereiteten, nunmehr aber nach Becher's Anweisung ungleich müheloser gewonnenen und daher einträglichern „Karlsbader Salzes" bauen sich die

Musen — zwar keinen Tempel, immerhin aber einen solidern Wohnsitz auf, als allenfalls ein leinenes Zelt ist (1785). Im Schatten der besagten Allee baut die karlsbader Bürgerindustrie ihre bescheidenen Hütten und bietet dem fernherkommenden Gaste Gelegenheit, die Kunstwerke einheimischen Fleißes nicht nur zu bewundern, sondern auch — zu kaufen (1796). Graf Friedrich Leopold Stolberg bahnt den Weg zum Hirschensprung empor (1799), damit fortan ein kommendes Geschlecht ebene Wege und bequeme Sättel liebender Reiter mit aller Muße die kaiserliche Bravour bewundern könne, die Peter I. bewies, indem er zu dieser Höhe auf einem ungesattelten Ackergaule hinanritt, und Graf Findlater kommt eigens 14 mal aus England herüber, nicht blos um seinen Spleen loszuwerden, sondern um vom frühen Morgen bis zum späten Abend Berg und Thal zu durchstreifen, interessante Fernsichten ausfindig zu machen, Wege und Stege anzulegen und dafür seine Guineen auszugeben. Dabei kommen Kaiser und Könige, Krieger und Diplomaten, Dichter und Künstler und wetteifern in dem ruhmwürdigen Bestreben, sich dem Orte und den Ort sich selbst so angenehm als möglich zu machen. Die Franzosen machen der Stadt zwar ihre Aufwartung (1742); der Marsch des Alten Dessauer stimmt die Promenadenmusiken und die um diese Zeit in die Mode kommenden Mittagsbälle zuweilen etwas kleinlaut; die Kanonendonner von Chotusitz, Prag, Lowositz und Kollin finden in den Klagen einiger karlsbader Hauswirthe ihren Widerhall und in den Ziffern der Curlisten — die erste erschien im Jahre 1758, geschrieben — spiegeln sich nicht selten die politischen und militärischen Experimente der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege deutlich ab. Auch Brände suchen die Stadt wieder einmal heim (1759 und 1786) und zwei von den vier Thürmen der stattlichen Kirche stürzen unter

ihren Gluten ein. Allein ebenso wenig das wie auch noch die Zugabe einer Ueberschwemmung (1763) vermag den Fortschritt Karlsbads mehr aufzuhalten, die gute Laune seiner Gesellschaft ernstlich zu trüben. Stanislaus Poniatowski (1761), Maria Theresia (1762) und Kaiser Joseph II. (1766) entschädigen durch den Glanz ihrer Anwesenheit für die erlittenen Verluste reichlich. Den Hubertsburger Frieden läutet Karlsbad mit den Glocken ein, mit denen die große Kaiserin den Rest der Thürme, der seiner Kirche geblieben, eben erst beschenkt. General Loudon kommt um sich am Sprudel von den Mühsalen seiner gelieferten Schlachten zu erholen und zugleich die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Gellert nicht nur den Pegasus der Fabel, sondern auch einen leibhaftigen, aus wirklicher Haut und wirklichen Knochen bestehenden Klepper ganz trefflich zu zügeln verstehe. In dem Jahre gerade, in welchem Karlsbad vielleicht seit drei Jahrhunderten die wenigsten Gäste gesehen (1778 — kaum 50 Familien!) gibt Graf Moritz Brühl sein pompöses Waldbanket, und in dem Jahre, in welchem nicht weniger als 132 von Karlsbads Häusern in Flammen auflodern (1786), gibt der Herzog von Weimar seine brillanten Freibälle, verwandelt die polnische Gräfin Ozinska die Puppische Allee in einen chinesischen Festgarten, läßt alle Welt von Chinesen regaliren und verschafft nebenbei dem großen Herder bei seiner wiederholten Anwesenheit Gelegenheit, interessante Studien für seine „Stimmen der Völker" zu machen, indem sie ihm von „böhmischen Mandarinen" — „türkische Musik" vorspielen läßt. Der Sommer 1791 läßt die beiden glänzendsten Sterne am Himmel deutscher Dichtkunst in Karlsbad einander begegnen, Schiller und Goethe; jenen in der goldenen Blütezeit seines Liebesglücks, diesen, erst unlängst von der italienischen Reise zurückgekehrt. Als der Dritte im Bunde findet sich auch Tiedge ein. Schiller sieht

Karlsbad nicht wieder. Tiedge und Goethe hingegen bleiben ihm treue Freunde lange Jahrzehnde hindurch. Letzterer namentlich findet sich hier ausnehmend wohl. Er besingt den Trinkbecher der Kaiserin Maria Ludovika (1810) und weiht ihren Lieblingsplatz mit seinen Stanzen ein:

Ehrwürd'ger Fels, der sich vom Himmelblauen
Herab dem Thale reich bemoost vermählte,
Um schattengrünen Berg ihr bunten Auen,
Die längst zum Bilde sich der Künstler wählte,
Ihr ließt euch stets geschmückt und fröhlich schauen;
Doch immer war's, als ob euch Eines fehlte:
Nun sie auf euch mit Huld und Neigung blicket,
Nun wißt ihr erst, warum ihr euch geschmücket!

er durchforscht die Berge, sammelt deren Gesteine und beschreibt sie in einer gelehrten Abhandlung. Er glänzt mit im Zodiakus der Karlsbader Conferenzen und verliebt sich hier noch auf seine alten Tage, um sich eines der liebenswürdigsten Körbchen zu holen, das je einem alten, verwitweten Staatsminister geworden. Den Schluß des Jahrhunderts feiern die russischen Grafen Orlow und Radowanowitsch mit Festen, die für alle russischen Grafen der Folgezeit leuchtende Muster splendider Hospitalität bleiben werden. Die glänzendste Zeit indeß in den Annalen des karlsbader Badelebens bleibt die von 1800—20. Erst Prinz Anton von Sachsen (1800), sodann Cardinal Genga, nachmaliger Papst Leo XII. (1801), dann Gustav IV. Adolf von Schweden (1804), Kaiserin Maria Ludovika (1810), Kaiser Franz I. (1812), König Friedrich Wilhelm III. (1816), Kaiserin Maria Feodorowna (1818) und endlich die goldenen Tage der Karlsbader Beschlüsse (1818—19), gleich unvergeßlich für Karlsbad wie — für ganz Deutschland. Silber soll in diesen Jahren in Karlsbad gar keine Geltung gehabt haben, wo man eiserne Stuben-

schlüssel mit Rollen von Dukaten aufwog, das Gold der Tressen und Bordüren jenes des Abendhimmels über dem Hirschensprung überstrahlte und die Sterne am Firmament vor jenen an der linken Brusthälfte der Staatsuniformen erblaßten. Gold sang damals nicht nur die Catalani (1818), Gold klang damals von der Lippe einer jeden Hausfrau, Gold in den Cassetten aller Boutiquiers, Gold in den Schürzentäschchen aller Brunnenmädchen. Den Ernst der Verhandlungen im „Weißen Löwen" überrauschten die Festmahle, die Bälle und die Concerte im Sächsischen Saale, im Böhmischen und im Posthof.

Auch seinen begeistertsten Sänger sieht Karlsbad während dieser kurzen Periode in seinen Mauern, Theodor Körner; zum ersten male 1811 als jugendlich liederreichen Verherrlicher der schönsten und interessantesten Punkte der Umgegend, dann 1813 als ruhmgekrönten und wundenbedeckten Barden der deutschen Ermannung, wenige Wochen zuvor, ehe die feindliche Kugel seinem hoffnungsreichen Leben ein frühes Ziel setzte.

Als ein bezeichnender Wendepunkt müssen die Karlsbader Beschlüsse nicht nur für Deutschland, sondern auch noch ganz insbesondere für Karlsbad angesehen werden. Von ihnen herauf datirt die neueste Periode dieses, nunmehr entschieden in die Reihe der Weltorte eingetretenen Bades. Der Strom der Besuche wächst, nicht nur alle Länder, alle Welttheile senden ihre Gäste. Die Elemente mischen sich. Die Productionen spectaculöser Laune der ältern, die strahlenden Festivitäten der jüngern Vergangenheit verfallen der Erinnerung. Die Gesellschaft zerklüftet sich nach Landsmannschaften, nach Ständen, nach gemeinsamen Weltanschauungen und nach verwandten — Leiden. Das Erscheinen gekrönter Häupter und hervorragender Persönlichkeiten hört auf ein Ereigniß zu sein, denn es kehrt jedes Jahr wieder. Um so

geordneter gestaltet sich der innere Fortschritt, um so reicher entfalten sich die gemeinnützigen Institutionen, als deren großartigster wir unter Anderm erst dem neuerlichst entstandenen Hospitale für Militärs begegnen, dem wol nicht leicht irgendein anderes Bad ein ähnliches an Pracht und Umfang zur Seite zu setzen haben dürfte. Doch — wir sind hiermit bei dem Karlsbad von heute angelangt, welches näher kennen zu lernen wir sofort die unmittelbare Gelegenheit suchen wollen.

2.

Der Sprudel und die übrigen Quellen. — Deren physikalische Eigenschaften. — Die Anwendungsweise. — Diätetisches. — Geselliges Leben in Karlsbad.

Beginnen wir mit den Quellen. Es hat deren Karlsbad sowol kalte als warme.

Zunächst von Interesse für uns als die ungleich wichtigern und den eigentlichen specifischen Heilschatz Karlsbads bildenden sind die erstern. Es sind dies am rechten Ufer der Tepl, unmittelbar am Fuße der zum Kirchenplatz sich erhebenden Anhöhe: der Sprudel, den wir hier von einem, der wahrhaft wundergleichen Großartigkeit der Erscheinung keineswegs ganz entsprechenden Säulengang überdeckt finden; sodann einige Schritte nördlich von diesem die Hygieaquelle, im Erdgeschoß des über ihr im Jahre 1826 errichteten Dampfbades. Wir wissen bereits, bei welchem Anlasse sie zum Vorschein gekommen. Am linken Ufer, an das wir über einen Steg gelangen, der zwischen der Sprudelhalle und dem Hygieagebäude über den Fluß gespannt ist, der Markt-

brunnen, unfern dem an derselben Stelle erbauten Rathhause, an welchem vor Zeiten das Gemeinbad bestanden, darin auch Kaiser Karl IV. gebadet haben soll; sodann der Schloßbrunnen, zu dem neben dem Rathhause eine Treppe von der Dreifaltigkeitssäule hinanführt, welche die böhmische Gräfin Wrtby im Jahre 1716 als Denkzeichen daran, daß Karlsbad von der Pest verschont geblieben, hat errichten lassen, und gegenüber diesem Brunnen die Quelle im Hause zur Russischen Krone, die hier in einem einfachen Gewölbe unmittelbar aus dem Granit hervorquillt. Ferner der Mühlbrunnen, hart am Ufer der Tepl, wo sich zu dieser die Steile des Bernhardfelsens herabsenkt. Wir gelangen zu ihr indem wir entweder unsern Weg über den Schloßplatz durch die Baumanlagen fortsetzen und sodann uns rechts gegen den Fluß hinabwenden, oder indem wir nach dem Marktplatze zurückkehren und unsern Weg durch die Mühlbadgasse nehmen, bei welcher Gelegenheit wir zugleich, schräg dem genannten Brunnen gegenüber, das der Stadt gehörige Mühlbad an der gleichnamigen Brücke bemerken. Sodann im Bereiche der Colonnade, die sich von dem eben erwähnten Brunnen terrassenförmig an dem Felsenabhange längs der Tepl hinzieht, der seit 1784 in Anwendung gekommene Neubrunnen und der seit 1784 gekannte Bernhardsbrunnen. Noch weiter hin die Theresienquelle, seit dem Jahre 1762 zur Erinnerung an die Kaiserin Maria Theresia so geheißen; die im Jahre 1844 entdeckte Felsenquelle; sodann der Spitalbrunnen hinter dem Fremdenhospital, bereits im Jahre 1571 gekannt, und endlich die Militärhospitalquellen, erst neuerlich bei Gelegenheit des Baus dieses Hospitals zum Vorschein gekommen.

Ihren Ursprung haben alle diese Quellen an einer und derselben Stätte, in dem uns bereits bekannten Bassin unter

der Sprudeldecke. Ohne Ausnahme sind sie sämmtlich nur verschiedene Ausmündungen der einen, aus der Tiefe in dieses Bassin emporquellenden und sich darin ansammelnden Therme. Wo immer aber man im Bereiche dieser letztern eingrübe, würde sie ihre heißen Fluten auch noch in andern neuen Quellen emporsenden. Es ist dies eine Erscheinung, die sich in Karlsbad fast bei jedem, in diesem Bereiche vorgenommenen Hausbau, bei jeder Umgrabung zu erneuen pflegt und deren Grund in dem stollenartigen, nach allen Richtungen von Kanälen durchzogenen Gefüge des innern Kesselraums zu suchen ist. Eine Durchforschung dieses Gefüges wäre für die Wissenschaft allerdings von hohem Interesse und ist wol auch bereits versucht worden. Allein die unnahbare Hitze der stets hervorquellenden Wasserdämpfe und mancherlei unbesiegbare Hindernisse anderer Art haben bisher noch immer nicht genügende Resultate zu erlangen gestattet. Nur über die Dichte und Dicke der Sprudeldecke hat man Aufschlüsse erlangt, die jede Besorgniß, als könnte Karlsbad eines schönen Tages das Schicksal eines vernichtenden Durchbruchs oder auch nur einer Senkung erfahren, vorläufig als völlig unbegründet erscheinen lassen. Uebrigens hat die Tragfähigkeit dieser allerdings für den ersten Augenblick etwas verdächtigen Grundlage sich seit beinahe einem Jahrtausend so glänzend bewährt, daß man ihr füglich noch eine mindestens ebenso lange Ausdauer zutrauen kann, und eine solidere Garantie dürfte die Generation von heute wol schwerlich wünschen können.

Einer und derselben Therme angehörig, kann auch die chemische Beschaffenheit und die hierauf beruhende Wirkungsweise der genannten verschiedenen karlsbader Quellen im Allgemeinen nur eine und dieselbe sein. In der That auch ist die chemische Identität ihrer aller durch die vielfachsten und von Dr. Becher bis auf die neueste Zeit unter den verschiedensten

Verhältnissen wiederholten Analysen außer allen Zweifel gestellt. Stets haben sich Glaubersalz, Kochsalz, kohlensaures Natron und kohlensaures Eisenoxydul als die hauptsächlichsten Bestandtheile erwiesen, stets hat eine spätere Analyse die qualitativen Resultate der vorhergehenden bestätigt, wenn sie auch an einer andern Quelle vorgenommen worden. Haben die erweiterten Behelfe der neuern Chemie ja neue Bestandtheile entdeckt, so waren es nie wesentliche oder solche, die einen chemischen Unterschied zwischen den einzelnen Quellen hätten ableiten lassen, denn sie fanden sich in dem Wasser einer sowol als der andern. Zudem hat ein Versuch in ganz neuester Zeit auch noch die in dem Gesteine, aus welchem sämmtliche Quellen hervorkommen, begründete Nothwendigkeit dieser chemischen Einheitlichkeit nachgewiesen. Herr Apotheker Göttl fand nämlich sämmtliche concurrirenden Bestandtheile der karlsbader Thermen darin wieder.

Um so bedeutender und wesentlicher ist die Differenz der Quellen hinsichtlich ihrer Temperatur, die offenbar von dem längern oder kürzern Wege, von dem der Erdoberfläche nähern oder tiefern Laufe abhängt, den das Wasser jeder einzelnen nehmen muß, um aus dem Hauptbassin zu seiner Ausmündungsstelle zu gelangen. In ihr allein auch beruht die übrigens durchaus nicht unwesentliche Verschiedenheit der Wirkungsweise der einzelnen Quellen. Je kürzer und tiefer dieser Weg, desto weniger, je länger und oberflächlicher, desto mehr muß von der ursprünglichen Temperatur verloren gehen. Einen interessanten Beleg hierfür liefern unter Anderm die an dem Schloßbrunnen zu verschiedenen Zeiten wahrgenommenen Temperaturveränderungen. Es gab eine Zeit, wo die Temperatur dieses Brunnens + 40° R. betrug. Sodann sank sie aus ganz unbekannten Gründen auf + 27°. Nachgerade jedoch erhob sie sich wieder auf + 38 bis + 40° R., also

ungefähr bis zu ihrer ursprünglichen Temperatur. Es kann dies wol nur die Folge einer zeitweiligen Verschüttung oder sonstigen Absperrung des gewohnten Wegs dieser Quelle gewesen sein, die hierdurch genöthigt ward, einen Umweg einzuschlagen, um zu ihrer Mündung zu gelangen, und auf dem weitern Wege an Temperatur einbüßte, diese jedoch in dem frühern Maße wiedererlangte, als das Hinderniß beseitigt und sie im Stande war, ihre alte Bahn wieder einzuschlagen. Diese Quelle war es unter andern auch, die im Jahre 1809 während des Sprudelausbruchs, dem Karlsbad die Hygieaquelle verdankt, plötzlich ausblieb, wol auch blos infolge eines Hindernisses, das durch die bei dem Ausbruche stattgehabte Erschütterung im Innern des Kessels ihm momentan den Weg versperrte. Auch gehören hierher die Abweichungen, die sich hinsichtlich der Temperatur in den Aufzeichnungen der verschiedenen Beobachter bemerkbar machen und als deren Grund wol weniger die Unzuverlässigkeit der Beobachtung als ein gewisses Schwanken der Temperatur der einzelnen Brunnen innerhalb gewisser Grenzen selbst angesehen werden dürfte, wie dies bereits von Osann angedeutet worden.

Die Abstufung dieser Temperaturdifferenz gestaltet sich nun zwischen den einzelnen Quellen ungefähr in folgender Weise:

Der Sprudel und die Hygieaquelle . .	+ 59	bis	+ 60° R.
Der Bernhardsbrunnen	+ 54	"	+ 55° "
Der Neubrunnen	+ 48	"	+ 49° "
Der Mühlbrunnen, die Quellen im Militärhospital u. der Felsenbrunnen	+ 44	"	+ 45° "
Der Marktbrunnen	+ 42	"	+ 43° "
Der Theresienbrunnen	+ 41	"	+ 42° "
Der Schloßbrunnen	+ 38	"	+ 40° "
Der Spitalbrunnen	+ 36° R.		
Die Quelle zur Russischen Krone . . .	+ 18° "		

Bemerkenswerth hierbei ist die durchschnittlich tiefere Lage der wärmern, die höhere der minder warmen Quellen; bei dem Spitalbrunnen ferner die Entlegenheit vom Sprudel. Die niedrige Temperatur der Quelle zur Russischen Krone hingegen hat ihren Grund ebenso wie die Armuth dieser Quelle an festen Bestandtheilen in ihrer Vermischung mit Süßwasser.

Einen weitern Unterschied der Quellen begründet ihr Kohlensäuregehalt. Es steht dieser im umgekehrten Verhältnisse zu ihrer Temperatur, da ein höherer Wärmegrad bekanntlich die Kohlensäure viel rascher und reichlicher zu entweichen nöthigt als ein minderer. Hinsichtlich dieses Unterschieds reihen sich nach der Bestimmung Dr. Wolf's die wichtigsten und gebräuchlichsten Quellen bei einem Gehalte von 41—43 Gran fester Bestandtheile in 16 Unzen etwa in folgender Weise aneinander:

Der Schloßbrunnen	8,02782	Gran	Kohlensäure.
Der Theresienbrunnen . . .	6,93203	=	=
Der Mühlbrunnen	6,13040	=	=
Der Marktbrunnen	5,21717	=	=
Der Neubrunnen	4,34388	=	=
Der Bernhardsbrunnen . .	3,68908	=	=
Die Hygieaquelle	3,39909	=	=
Der Sprudel	3,30593	=	=

Es stellen sich somit der Sprudel und die Hygieaquelle mit der höchsten Temperatur als die am wenigsten, der Schloßbrunnen mit der niedrigsten als der am meisten kohlensäurehaltige heraus.

Das specifische Gewicht des karlsbader Thermenwassers ist von Berzelius bei einer Temperatur von 18° C. auf 1,004975 berechnet worden. Die in mehren Schriften sich

vorfindende Ziffer von 1004,975 ist offenbar ein aus Osann in dieselben übergegangener Druckfehler. Ein Wasser, das 1004 mal schwerer wäre als das reine, von fremdartigen Bestandtheilen freie Wasser, dürfte wol schwerlich einen Magen finden, der es vertrüge! Neuere Berechnungen haben seitdem das specifische Gewicht der Quellen auch im Einzelnen festgestellt und diesen so oft wiederkehrenden Verstoß zu Beruhigung aller schwachen Verdauungsorgane erschöpfend berichtigt.

Verschieden ist auch die Wasserergiebigkeit der Thermen sowol im Allgemeinen als hinsichtlich der einzelnen Quellen. Die wasserreichsten unter allen sind die am rechten Teplufer; unter denen am linken Ufer hingegen wieder der Bernhardsbrunnen, der Marktbrunnen, der Spitalbrunnen und der Schloßbrunnen; die wasserärmsten sind der Felsenbrunnen und die Quelle zur Russischen Krone. Die Menge, welche von sämmtlichen Quellen binnen 24 Stunden zutage gefördert wird, ist im Mittel auf 5800 Eimer berechnet worden — ein ganz erkleckliches Quantum, das sich in der That neben dem Verbrauche zu Heilzwecken und zur Bereitung einer an sich nicht sehr bedeutenden Quantität von Sprudelsalz auch noch auf manche andere lohnende Art technisch verwerthen ließe.

Von ungleich minderer Bedeutung sind für Karlsbad seine kalten Quellen, durchgehends Säuerlinge, wie sie im Umfange des nordwestlichen Mineralquellengebiets Böhmens auch sonst noch häufig vorkommen. Wir erwähnen von ihnen nur den Lauen Säuerling in der Nähe des Sprudels, der schon 1669 bekannt war und vermöge seiner Temperatur von + 21° R. immerhin noch ebenso wie die Quelle zur Russischen Krone zu den warmen Quellen gezählt werden dürfte; sodann den Sauerbrunnen hinter der Dorotheenau, der seit 1837

gefaßt und überdacht ist und im Winter eine Temperatur von + 7½° R., im Sommer + 12° R. hat. Seine medicinische Verwendung ist eine nicht sehr bedeutende. Einen um so willkommenern Labetrunk bietet er ermüdeten Spaziergängern und jungen Damen, die in Begleitung ihrer schwerkranken Aeltern oder Tanten doch nebenbei auch etwas für ihren schönen Teint thun möchten. Eine bedeutendere Zukunft vielleicht dürfte dem von Dr. Mannl im Jahre 1852 aus der Unbeachtetheit hervorgezogenen Sauerbrunnen oberhalb des Wiesenthals vorbehalten sein, der bei seinem vorwaltenden Eisen- und verhältnißmäßig sehr geringen Alkaliengehalt zu den reinen Stahlwässern zu zählen scheint und als solcher jedenfalls für diejenigen karlsbader Patienten, die nach vollendeter Sprudelcur sich gewöhnlich noch veranlaßt sehen, das eine oder das andere stärkende Bad zu besuchen, eine sehr dankenswerthe Acquisition würde.

Die Verwendungsweise der karlsbader Warmwässer zu Heilzwecken hat eine Reihe interessanter Phasen durchzumachen gehabt, ehe sie bei der heutigen geregelten Methode angelangt ist. In der allerersten Zeit wurde nur gebadet und zwar halbe Tage lang. Dann wagte man sich auch ans Trinken. Bald jedoch übernahm man sich darin so sehr — man trank zwischen 20 und 60 Becher, während man im Bade saß —, daß man gewitzigt durch manche üble Erfahrung eine geraume Zeit hindurch das Trinken wieder aufgab und sich abermals blos auf recht lange, ausgiebige Bäder beschränkte. Die Unzulänglichkeit dieser allein brachte jedoch neuerdings den Becher in Aufnahme und, wie überhaupt Extreme einander gern berühren, die Wannen in völlige Vergessenheit. Der neuern Zeit erst blieb es vorbehalten, die Badewanne neben dem Trinkbecher wieder in ihr altes Recht einzusetzen, zugleich aber den Wirkungskreis beider auf die entsprechenden Grenzen zurückzuführen.

So steht denn in diesem Augenblick dem innerlichen Gebrauch der karlsbader Thermalwässer deren Verwendung zu Wasser-, Dampf- und Moorbädern und außer diesen auch noch eine Gasbadeanstalt zur Seite und wie wir glauben, zum wohlverstandenen Heile aller Jener, die mit ihren vergrößerten Lebern, verhärteten Milzen, steinerfüllten Nieren, krampfhaften Magen und dergleichen fatalen Uebeln alljährlich herankommen, um hier wenn nicht völlige Abhülfe, so doch dauernde Linderung zu finden. So mögen sie denn Alle hingehen und ihre Becher in den Sprudel und ihre Glieder in die Fluten Hygieas tauchen! Allein mögen sie dabei auch bedenken, daß sie an den Rand von Quellen treten, die zu den mächtigsten und eindringlichsten zählen, welche je aus der Tiefe der Erde emporgetaucht; an Quellen, bei denen aller Scherz und alle Bravour aufhört und deren jeder einzelne Tropfen ernstester Ernst ist. Der Sprudel ist kein Säuerling, den man zum Vergnügen, allenfalls mit Wein gemengt, trinkt; er ist eine ernste Arznei, Vorsicht und Maß gebietend, wenn sie zum Frommen, und nicht, wie es ungeachtet allen wohlmeinenden Rathes oft genug geschieht, zum Gegentheil ausschlagen soll.

Aufstieg ich aus der Erde Schoos
Zu künden dir die Wunder groß,
Die unten sich begeben;
Mitbracht' ich Lind'rung deiner Qual,
In meiner Flut erglühtem Strahl
Verjüngung deinem Leben.

Gedeih' dir wohl, was dir die Hand
Urew'ger Lieb durch mich gesandt!
Doch sei ein weiser Zecher,
Der nie vergißt, daß perlend mild
Des Glückes gold'ne Welle quillt,
Doch Unheil auch im Becher!

Wenn irgendwo, gilt es hier, des Guten lieber etwas zu wenig als zu viel thun. Kleine Gaben wirken langsam aber sicher; große, übermäßige hingegen heftig und unzuverlässig, und tritt eine Hintansetzung der unerlaßlichen Diät hinzu, leicht sogar verderblich — eine wiederholte Erfahrung, die erst vor wenigen Jahren ein Gentleman, der auch hier mit einer Wette durchzubringen gedachte, nach wenigen Stunden schon mit seinem Leben bezahlte. Der Genüsse übrigens, deren sich der Curbrauchende in Karlsbad zu enthalten genöthigt sieht, sind keineswegs so viele, noch sind sie so wesentlich, daß Irgendjemand ein selbst längeres Aufgeben derselben ein zu großes Opfer nennen könnte. Wir selbst, die wir für ärztliche Verbote ein etwas schlechtes Gedächtniß haben, versuchten uns dieselben in folgende Denkverse zusammenzufassen, die wir denn auch allen Jenen, die sich etwa in gleicher Lage befinden, empfehlen möchten:

Soll wohl dir's geh'n in Karolsbad,
Dann geh' zuerst nicht schlafen spat;
Steh' auf, sobald gekräht der Hahn,
Und troll' dich nach der Wandelbahn!
Hier trink' als wie ein frommer Christ,
Was, wo, wann, wie dir befohlen ist.
Hast du's verdaut, dann sei beschieden
Ein leichtes Frühstück dir in Frieden:
Doch nur Kaffee, Thee, weißes Brot;
Schinken bringen gewissen Tod!
Dann halt' ein Stündlein Mittagsrast,
Oder bade, so du zu baden hast.
Vor Tische mach' dir etwas Bewegung
Als Appetites Grundsteinlegung.
Dann nimm dein Mahl; doch merk' dabei,
Daß dir verpönt drakonisch sei
Geräuchert Fleisch und fetter Braten
Nebst rohem Obst und allen Salaten;

Gewürztes, Saures, Eier mit Butter
Und Hülsen sind für dich auch kein Futter.
Vor allem doch meide Käs' und Wurst,
Mit laut'rem Wasser stille den Durst.
Uebermannt dich der Schlaf nach solchem Schmaus,
Dann mach' dich beizeiten ins Freie hinaus,
Und siehst du die Hühner zur Ruh sich setzen,
Dann thue von Anfang nach diesen Gesetzen.

So wenig erfreulich allerdings diese Lebensordnung auf den ersten Blick sich ausnehmen mag, so sehr vergnügt kann man übrigens in Karlsbad leben, vorausgesetzt, daß man für Erheiterung des Gemüths überhaupt noch empfänglich ist. Natur und Menschen tragen das Ihrige redlich dazu bei. Was die heitere Stimmung gewiß wesentlich fördert, ist jener gewisse Grad von Häuslichkeit, den sich der Fremde außer in Teplitz nur noch in Karlsbad leichter als in irgendeinem andern böhmischen Curorte zu bereiten vermag. Die Häuser, nicht wie in so vielen andern Badeorten nach weitläufigen Maßstäben und in mehr oder minder kasernenartigem Stil gebaut, der es Einem eigentlich nie recht heimisch werden läßt, sind meist klein und nur für die Aufnahme weniger oder oft auch nur einer Familie eingerichtet. Dies bringt den Fremden zu den Hausleuten bald in eine traulichere Stellung, als es in umfangreichen Hôtels je möglich ist. Zudem hält es von den Wirthsleuten jene industriöse Gewinnhast und Geldgier fern, die dem Gast an so vielen andern Orten den Aufenthalt verleiden. Von dem kleinen Hause allein nämlich können die Leute nicht leben; sie betreiben daher als Nahrungszweig meist noch irgendein Gewerbe. Und das ist es was ihrem ganzen Wesen den unheimlichen Typus der Hôtelindustriellen benimmt und dafür die gemüthliche Vertraulichkeit der Familie gibt, in deren Mitte man sich eine zeitlang wie zu Hause und ganz wohl geborgen fühlen kann. Das ist es, was den Karlsbadern im Al-

gemeinen den Ruf gemüthlicher Leute erworben hat. Daß es dabei nach allen Richtungen hin auch Ausnahmen gibt, brauchen wir wol nicht erst besonders hervorzuheben. Vergnügt im Hause finden wir auch in Karlsbad Gelegenheit genug, vergnügt außer dem Hause zu sein. Wem die vielen Aussichten auf den Höhen ringsumher zu steil, Aich, der Hans-Heiling-Felsen, Rohlau, Dalwitz, Engelhaus zu entlegen sind, der hat mitten in der Stadt die beiden Wiesen, an denen freilich außer dem Namen nicht mehr viel Wiesenhaftes ist. Was wäre Karlsbad namentlich ohne die Alte Wiese? Was Wien ohne den Stephansplatz, Berlin ohne die Linden und noch weniger; es wäre unmöglich! Wohin würde es seine Gäste schicken, um die heiße Kost des Sprudels zu verdauen, wohin die aus allen Weltgegenden herbeigekommene, Genesung und Erheiterung suchende Welt, daß sie sich täglich 20 mal sehe, grüße, endlich miteinander bekannt werde, Freundschaft schließe und glücklich und heiter sei, wenn auch nur auf vier Wochen? Die Wiese enthebt es aller Sorgen. Hier bietet es seinen Leuten Promenade, Corso, Bazar, Kaffee, Freundschaft und Befriedigung sowol Denen, die sehen, als Jenen, die gesehen werden wollen. Wie das aber auch in bunten Trachten auf- und niederwogt auf dieser Wiese! Schlichter Bürgerrock und betreßte Uniform, langschößiger Bauernkittel und kurzschößiger Dandyfrack, Halsschleife à la Byron und rothes Kanonicus-Collar, blaues Kopftuch und reisstrohener Federhut, Leinen und Seide, Camisol und Barège, und dazwischen griechische, türkische und serbische Trachten! Hier ziehen sich die Einen stromaufwärts, um sich in den Schattengängen zu verlieren, die an den freilich nicht immer gelungenen Votivinschriften vorüber nach dem Posthofe und nach dem Freundschaftssaal führen, dort zerstreuen sich die Andern; Die um den Hirschensprung zu erklimmen, Die nach dem Wiesenthale hin, die

Dritten gegen die Ottoshöhe hinan. Wer endlich die städtischen Genüsse der Bühne, des Concerts, des Balls und mannichfacher Schaustellungen von Panoramen und Genüssen auch am Saume der Heilquellen nicht gern entbehren mag, der wird nicht sagen können, daß er etwas von dem Allen in Karlsbad vermisse!

V.

Teplitz.

1.

Schlackenwerth. — Joachimsthal. — Kaaden. — Das Bielathal. — Eingegangene Bergwerke. — Püllna, Saidschitz, Sedlitz, Bilin. — Dux. — Das Teplitzer Thal in geologischer Hinsicht. — Sagenhaftes und Geschichtliches.

Der weitere Verfolg unserer Wanderung führt uns nordwärts, an den Abhängen des Erzgebirges hin. Zwei Stunden hinter Karlsbad erreichen wir zuerst das alte, inmitten fruchtbarer Gefilde gelegene Städtchen Schlackenwerth, den Mittelpunkt der großherzoglich toscanischen Domäne gleichen Namens. Im 15. Jahrhundert gehörte auch die Herrschaft und Stadt Schlackenwerth der im Nordwesten Böhmens so reich begüterten Familie der Schlik an. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts unter den besondern Schutz der Krone gestellt, verlor sie nach der Schlacht am Weißen Berge wegen ihrer Anhänglichkeit an den von den böhmischen Ständen zum Gegenkönig Ferdinand's II. erwählten Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., ihre Privilegien, und die Domäne wurde von Staatswegen an Herzog Heinrich von Sachsen-Lauenburg verkauft.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts kam sie abermals an die Krone und sodann als Privateigenthum an Ferdinand VII. von Toscana. Unter den Herzogen von Lauenburg hatte es ein prachtvolles Schloß und einen weitläufigen, herrlichen Park. Gegenwärtig besitzt Schlackenwerth von alledem nur kümmerliche Reste. Die Einwohner nähren sich größtentheils von Spitzenklöppeln.

Von hier führt uns der Weg am Fuße des Erzgebirges und am linken Egerufer über Damnitz und Mühlendorf weiter nach Klösterle. Zu unserer Linken im Gebirge bleibt uns die alte Bergstadt Joachimsthal, die einst silberreiche Heimat der Thaler, deren erste hier im Jahre 1519 geprägt wurden. Ursprünglich ein unbedeutendes zur Domäne Schlackenwerth gehöriges Dorf, Namens Konradsgrün, erhob es sich unter dem Grafen Stephan Schlik, der im Verein mit mehren Edelleuten die im Jahre 1513 von zwei armen Bergleuten hier angelegten, aus Mangel an Mitteln jedoch wieder verlassenen Nachgrabungen wiederaufnahm, rasch zu einer ansehnlichen Bergstadt, der der Name Joachimsthal beigelegt ward. 1520 war es bereits eine freie Bergstadt, nachdem ein Jahr früher schon die ersten böhmischen Thaler oder sogenannten Schlicken daselbst geprägt worden waren. Vom Jahre 1516—45 ergab es nicht weniger als eine halbe Million Mark Silber. Während dieser Zeit arbeiteten stets zwischen 9—10,000 Bergleute in den Gruben. Später jedoch gerieth der so sehr ergiebige Bergbau, namentlich unter dem Einflusse der stürmischen Kriegszeiten, in tiefen Verfall und erst in neuester Zeit scheint er wieder einigen Aufschwung nehmen zu wollen. Im Jahre 1848 lieferte die Eliaszeche allein 7000 Mark Silber; ein neuer reicher Anbruch ist auch noch seitdem zustande gekommen. Gegenwärtig wird noch auf 114 Fundgruben Silber gebrochen. Die Bevölkerung arbeitet theils in den Gruben, theils nährt sie sich mit Weberei und Spitzen-

klöppelei. Oberhalb Joachimsthals erhebt sich das gottesgabwiesenthaler Plateau mit den höchsten Zinnen des Erzgebirges.

Bei Klösterle verlassen wir das Egerthal. Zur Rechten im Gebirge liegen uns die Bergstädtchen Kupferberg und Preßnitz, letzteres einst im Besitze reicher Silberbergwerke und sogar einer eigenen Münzstätte, gegenwärtig ein armer Musikantenort. Zur Linken bleibt uns das alte Kaaden, das der Sage nach schon zu Anfang des 9. Jahrhunderts von einem czechischen Heerführer Namens Kadan als Lagerort gegen die Deutschen erbaut worden sein soll.

Ueber Kladrup, Komotau und Görkau gelangen wir nach Brüx und betreten das Thal der Biela. Trefflich bestellte Gefilde, üppige Triften, ausgebreiteter Obst- und Hopfenbau zeugen von der Fruchtbarkeit des Landstrichs, durch den uns der Weg führt. Es ist dies eine der gesegnetsten und zugleich bevölkertsten Partien Böhmens. Landbau, Viehzucht und Industrie blühen hier zugleich und begründen in Dorf und Stadt eine gesicherte Wohlhabenheit, die sich in der Bauweise der Ortschaften sowol als in der Lebensweise und im ganzen Wesen der Bevölkerung wohlthuend verräth. In den Erzgebirgsortschaften Sonnenberg, Sebastiansberg, Katharinenberg u. s. w., wie sie theils an die Abhänge hingelagert, theils in Schluchten verborgen zu unserer Linken liegen, ist es nicht besser als überall in diesem Gebirge: eingegangene Bergwerke, in denen ein paar arme Bergleute den schönen Resten besserer Zeiten nachgraben; alles Uebrige webt, klöppelt und macht Musik. Zu unserer Rechten begrenzen den Horizont die interessanten Basaltkuppen des nördlichen Mittelgebirges, an dessen Fuß aus dem vulkanischen Boden zahlreiche Mineralquellen ihren Ursprung nehmen, als deren bemerkenswertheste wir die von Püllna, Saidschitz, Sedlitz, Bilin und Teplitz hervorheben.

Püllna, ein kleines Dorf, eine Stunde südlich von Brüx, hat deren allein sieben, deren hauptsächlichster Bestandtheil schwefelsaures Natron und schwefelsaure Talkerde sind. Sie wurden ehedem blos zur Bereitung von Bittersalz verwendet. Gegenwärtig jedoch wird das püllnaer Wasser auch verschickt und ist eins der verbreitetsten und bekanntesten unter den versendeten Mineralwässern überhaupt.

Saidschitz und Sedlitz liegen uns jenseit der brüxsaatzer Straße am Südwestabhange des Mittelgebirges am Fuße der Basalthöhen von Skrina und Millay; ersteres sowie Bilin seit 1464 den Fürsten Lobkowitz, letzteres der Kreuzherrencommende zu Brüx gehörig, von dieser jedoch an die Lobkowitz verpachtet. Saidschitz hat nicht weniger als 20, Sedlitz 10 Quellen, deren Hauptbestandtheile gleichfalls schwefelsaure Talkerde und schwefelsaures Natron sind. Das Bitterwasser von Sedlitz — fälschlich Seidlitz — wurde zuerst im Jahre 1712 von Dr. Rings in ausgedehnterer Weise in Gebrauch gezogen. Nach ihm untersuchte es Friedrich Hoffmann, der es auf seiner Reise durch die Böhmischen Bäder kennen lernte. Gegenwärtig werden die Wässer beider Orte in Verbindung mit denen von Bilin zur Darstellung von Bittersalz und Magnesia im Großen verwendet. Versendet wird vorzugsweise das Saidschitzer und zwar in weit über 100,000 Krügen jährlich.

Nördlich von Saidschitz und Sedlitz, in einem malerischen Thalgrunde zwischen den Gruppen des Bořenberges (Phonolith-Porphyr), des Chlumer- (Basalt) und des Milleschauerberges (Basalt und Porphyrschiefer), dem nach der Herrlichkeit der Aussicht, die man von seinem Gipfel genießt, Humboldt die fünfte Stelle unter den zahlreichen von ihm erstiegenen Höhen einräumt, liegt nun Bilin. Der Sage nach hätte um die Mitte des 8. Jahrhunderts hier bereits ein Schloß gestanden, das

Biela, eine Nichte Libussa's, hätte erbauen lassen, und die Quellen wären durch ihre Diener fast gleichzeitig (761) mit jenen von Teplitz (762) entdeckt worden, welche letztern wieder die Diener des benachbarten Wladyken Kolostuj aufgefunden haben sollen. Große Wichtigkeit jedenfalls wurde den merkwürdigen Quellen dort sowol wie hier beigelegt. Nach Bilin berief Biela sogleich Salzsieder aus dem nahen Schlan, woselbst elf Jahre zuvor gleichfalls ein gesalzener Quell — slaný pramen, daher der Name — gefunden worden war, um Salz sieden zu lassen. So groß erst der Zudrang der Leute war — sie verließen fast Alle das schlaner Wasser —, sobald zerstreuten sie sich wieder, angeblich wegen ausgebrochener Streithändel, wahrscheinlich aber weil das gefundene Salz sich keineswegs als die erhoffte Speisewürze bewährte. Um die teplitzer warmen Quellen brach sogar ein blutiger Kampf aus. Herr Koštial, Biela's Gemahl, zog gegen den beneideten Wladyken mit bewaffneter Macht aus, um ihm die Quellen abzunehmen, wurde jedoch zurückgeschlagen und fand sogar unter den Mauern von Kolostuj's Schlosse — bei dem heutigen Dorfe Settenz — den Tod. Teplitz blühte auf, Bilin jedoch gerieth in Vergessenheit, aus der es erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wieder hervortreten sollte. Die vorwaltenden Bestandtheile der biliner Quellen sind kohlensaures Natron und freie Kohlensäure — ihre Wirkung eine das Schleimhaut- und Drüsenleben erregende. Unter den alkalischen Heilquellen Deutschlands räumt Osann dem biliner Wasser die erste Stelle ein. Es wird sowol an Ort und Stelle getrunken als auch verschickt, vorzugsweise aber, wie bereits erwähnt, zur Erzeugung von Magnesia verwendet, zu welchem Zweck es in 15 Pfannen abgedampft wird. Das so gewonnene kohlensaure Natron gibt, mit der herbeigeschafften saidschitzer schwefelsauern Talkerdelauge in Berührung gebracht,

ihre Kohlensäure an die Talkerde ab und bildet kohlensaure Talkerde, während sich das Natron mit der freigewordenen Schwefelsäure zu Glaubersalz verbindet. Die biliner Magnesia steht was Reinheit und Vorzüglichkeit anbelangt der englischen in nichts nach.

Ueber Dux, in dessen weitläufigem, dem Grafen Waldstein gehörigen Schlosse ein Bassin, das der Herzog von Friedland im Jahre 1630 zu Nürnberg aus eroberten schwedischen Stücken hatte gießen lassen, gezeigt und des merkwürdigen Kriegers von van Dyck gemaltes Bildniß aufbewahrt wird, gelangen wir nach Teplitz. Links zur Seite bleibt uns das reiche, zu Ende des 12. Jahrhunderts von Johannes Milhost gegründete Cistercienserstift Osek (Ossegk).

Das Thal, in welchem wir Teplitz gelegen finden, ist eine durch den nahen Aneinandertritt des Erzgebirges und des nördlichen Mittelgebirges verengte Partie des uns bereits bekannten Hauptthales, durch welches die Biela ihren Lauf gegen die Elbe nimmt. Seiner Grundmasse nach besteht das Erzgebirge hier wie überall aus Gneis. Das Plateau jedoch, welches es zur Verengung des bezeichneten Thals von seinem Südostabhange den Basaltkuppen des Mittelgebirges entgegensendet, besteht in seiner Hauptmasse aus Porphyr, welchen Reuß, dem wir die gründliche Erforschung der geologischen Verhältnisse der teplitzer Gegend verdanken, für identisch mit dem Porphyr von Teplitz und unmittelbar mit demselben zusammenhängend erklärt, nur daß dieser Zusammenhang durch die tertiären Zwischen- und Ueberlagerungen dem Blick entzogen ist. Der Feldsteinporphyr von Teplitz erstreckt sich nach Reuß westlich über Settenz bis nach Janig, östlich bis unmittelbar an den teplitzer Schloßberg. Umgeben ist die ganze Porphyrmasse, die West- und Nordwestseite ausgenommen, von Kreidemergel. An einzelnen Stellen ist der Porphyr von

hornsteinartigen Ablagerungen theils bedeckt, theils durchdrungen, z. B. bei Janig und am Köpfhügel; an andern von kleinen Basaltmassen durchbrochen, z. B. bei dem teplitzer Schießhause; an entferntern Punkten, z. B. am Kamm des Erzgebirges bei Zinnwald trägt er mächtige Granitmassen. Unter den Teplitz zunächst umgebenden Höhen gehören dem Porphyr der Spitelberg, der Schönauerberg, der Mont de Ligne, der Judenberg und der Köpfhügel an. Die Stadt Teplitz selbst ruht größtentheils auf einer, den Porphyr bedeckenden Plänerablagerung. Dieser Pläner besteht meist aus Thonmergel, der in horizontalen Schichten aufliegt, selten aus dichtem Kalkstein. Die darin vorkommenden Versteinerungen aus der Thierwelt charakterisiren ihn als die mittlere Schicht des Plänergebildes. Die obere und untere Schicht dieses letztern fehlen bei Teplitz gänzlich. Pflanzenabdrücke finden sich in ihm bei Mariaschein und Hundorf. Am nördlichen Fuße des Wachholderberges trägt er die Spuren der in der Nähe stattgehabten plutonischen Eruption. Dieser gehören in der nächsten Umgebung von Teplitz der Wachholderberg, der Wachhübel, der Schloßberg, der Kirschberg, der Neuhofer- und Weschenerberg, endlich die Kuppen bei Straden und Kulm an. Der Schloßberg namentlich und der Wochholderberg bestehen aus dichtem, dunkelgrauem Klingstein mit glasigem Feldspath; die übrigen Berge bestehen sämmtlich aus dunkelgrauem, tafelförmigem Basalt mit Augit, Olivin und Hornblende. Das Thal zwischen den bezeichneten Höhen füllt auch hier die Braunkohle aus, bei Teplitz durch den erzgebirgischen Porphyr und den mittelgebirgischen Basalt sehr eingeengt, nordöstlich davon jedoch sich wieder bis gegen Außig hin erweiternd. Ihre oberste Schicht bildet theils lockeres Gerölle, theils fester Sandstein, ihre unmittelbare Bedachung grauer, theils plastischer, theils schieferiger Thon, der zahlreiche Pflanzenabdrücke enthält. Die Unterlage der Braun-

kohle ist meist wieder Sandstein, der gleichfalls Pflanzenreste enthält. Merkwürdig sind in der Umgebung von Teplitz die zahlreichen, oft sehr ausgedehnten Erdbrände, sodann die hier und da zerstreut vorkommenden Quarzsandsteinblöcke. Die warmen Quellen, denen die Stadt ihre Entstehung und ihren Namen verdankt — von teplý, warm*) — entspringen in derselben Weise wie die karlsbader in bedeutender Tiefe, nehmen in dieser ihre hohen Temperaturgrade an, und auf ihrem Wege an das Tageslicht empor aus dem tiefer liegenden Urgebirge sowie aus dem oberflächlichen von Porphyr ihre Bestandtheile auf.

Die Geschichte dieser Quellen reicht, wie wir bereits bei unserer Vorbeifahrt an Bilin hervorgehoben, mit ihren Anfängen bis weit in die Zeit der czechischen Sage zurück. Keinerlei glaubwürdiges Document liegt uns über die Entdeckung derselben vor. Die Wahrscheinlichkeit spricht nur dafür, daß sie zur Zeit der ersten Přemisliden bereits bekannt gewesen sein mögen. Der Gründer dieser Dynastie, Přemisl, war in der unmittelbarsten Nähe des heutigen Teplitz begütert. Nicht unwahrscheinlich wenigstens wäre somit die Kunde, daß auch die Nichte der Fürstin Libussa, seiner Gemahlin, die Tochter der kräuter- und heilkundigen Kascha, sich in dieser Gegend niedergelassen und Alles daran gesetzt habe, die teplitzer Quelle ihrem Nachbar Kolostuj zu entreißen. In diesem Bestreben

*) Sehr irrigerweise hat sich in einigen Monographien die Angabe eingeschlichen, Teplitz sei eine Zusammenziehung aus teplá ulice, warme Gasse. Der Ausgang ic, ice, ist ein vielen Tausend slawischer Orts- und Personennamen zukommender. Ebenso wiederholt sich gerade die Bezeichnnng Teplic für dieselbe Sache in verschiedenen slawischen Ländern mehrmals. Diesem argen Fehler auszuweichen hätte es eben keiner besondern philologischen Kenntnisse bedurft.

Biela's gerade, sich der merkwürdigen Quelle zu bemächtigen, läge sodann auch ein deutlicher Fingerzeig für die frühzeitige Kenntniß der Heilkräftigkeit derselben. Für dasselbe würde ferner das schnelle Wachsthum des Ortes zeugen. Der Bruder des zweiten Premisliden bereits, dem es endlich gelang sich des Besitzthums Kolostuj's zu bemächtigen, nannte sich einen „Wladyken von Teplitz".

Eigentliche historische Angaben über Teplitz finden sich aus der Mitte des 12. Jahrhunderts vor. Um diese Zeit zwischen 1140 und 1170 etwa stiftete hier eine der Gemahlinnen Herzogs Wladislaw's II. — Gertrud oder Judith — ein Kloster, übergab es den Benedictinernonnen und beschenkte es mit bedeutenden benachbarten Ländereien. Kaum hundert Jahre nach seiner Begründung jedoch wurde dieses Kloster in dem unglücklichen Kampfe König Ottokar's II. gegen Kaiser Rudolf I. so arg geplündert, daß sich die Nonnen genöthigt sahen einen Theil ihrer Ländereien an das benachbarte Cistercienserstift Osek zu verkaufen, um sich nur einigermaßen erhalten zu können. Ungeachtet reichlicher Geschenke, die dem Kloster von allen Seiten zuflossen, vermochte es sich jedoch nie wieder zu erholen.

Während der Hussitenkämpfe war es zu wiederholten malen der Schauplatz grauenhafter Verwüstungen. Zuerst erschien davor Johann von Selau an der Spitze seiner Scharen (1421), der ebenso beredte als kriegskundige Prämonstratensermönch, der seine Zelle verlassen, um, in der einen Hand das Kreuz, in der andern den Morgenstern, der Sache der Revolution seine Rede und seinen Arm zu leihen. Fünf Jahre später verheerte es Procop der Kahle, Žiška's Nachfolger auf seinem Feldzuge gegen die Meißener, nachdem er diese aus Bilin und Teplitz vertrieben, um sofort darauf die blutige Schlacht bei Außig (16. Juni 1426) zu

schlagen. Zwei mal noch berührte Procop mit seinen fanatischen Scharen Teplitz, 1429 und 1430, ein mal um bis Dresden, das andere mal um in Franken vorzudringen. Nach wiederhergestellter Ruhe in Böhmen sah sich Teplitz nicht nur arg verwüstet, sondern thatsächlich auch herrenlos. Von dem ehemals so prächtigen Kloster waren nur wenige unbewohnte Mauerreste übriggeblieben. Man bezeichnet als solche jenen Theil des heutigen teplitzer Schlosses, welcher die sogenannten Kurfürstenzimmer enthält und an die Kirche grenzt. Die Nonnen waren theils getödtet worden, theils hatten sie sich zerstreut.

Der Krone anheimgefallen, gelangte Teplitz, wir wissen weder genau wann noch wie, an den Herrn Jakubek von Bilin und Wreschowitz. Bekannt ist nur, daß es früher schon an die Herren Johann und Sigismund Hromada verpfändet worden war. Der utraquistische Wahlkönig von Böhmen, Georg von Podiebrad, bestätigte die Verpfändung zu Gunsten seiner Gemahlin Johanna, welche Letztere sich der neuaufblühenden Badestadt mit sehr vieler Vorliebe annahm und bei dem Könige unter Anderm die Erneuerung mehrfacher Privilegien erwirkte, welche Teplitz bereits vor alters genossen hatte. So z. B. wurden die benachbarten Dörfer Settenz, Aujezd, Wistrschau, Cwetnic und Kladrup verhalten den altverpflichteten Zehnt neuerdings dahin zu zahlen. Bis auf Ferdinand von Oesterreich (1543) war Teplitz utraquistisch. Man feierte den Todestag Johann Huß' und datirte von diesem Tage ab zahlreiche Urkunden. Doch wechselte es während dieser Zeit auch vielfach seine Besitzer und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sogar zu Ende des 15. Jahrhunderts irgendeine Theilung damit vorgegangen. So erscheint um 1502 ein Herr Apel von Vitzthum als Besitzer von Teplitz und zwar bereits als Nachfolger eines Herrn Felix von Vitzthum, während sich das Schloß auf der Doubrawa — dem

heutigen Schloßberg — fortdauernd im Besitz der Wreschowitz befindet. Von 1508—11 gehört es dem Freiherrn Albrecht Kolowrat-Liebsteinsky, von 1511—24 der Familie Waldstein, von 1524—27 dem Herrn Sigismund von Smiřitz, von 1527—30 dem Ritter Johann von Malzan, von 1530—38 den Herren von Rozmital, von 1538—1544 dem Herrn Simon Třesticko von Hirsow. Im Jahre 1544 endlich vereinigte wieder der gelehrte Wolfgang von Wreschowitz, Oberlandesschreiber in Böhmen, die getrennten Theile in seiner Hand und erweiterte das teplitzer Gebiet noch durch Ankauf manches benachbarten Gutes, unter andern Schönaus, das heutzutage nahezu den anmuthigsten Stadttheil von Teplitz bildet. Bei seiner Familie blieb die Herrschaft, bis sie 1578 durch die Vermählung Magdalena's von Wreschowitz an Herrn Janusch von Schönberg kam.

Von Wolfgang von Wreschowitz, dem wissenschaftlich durchbildeten Staatsmann und Freunde der gelehrtesten Männer seiner Zeit, datirt der eigentliche Aufschwung der Stadt Teplitz als Badeort. Viel besucht und bekannt war es wol schon seit lange. Sämmtliche Hydrographen des 16. Jahrhunderts erwähnen der teplitzer Quelle als längst bekannt und preisen deren Heilkräfte sehr hoch (Agricola, Geßner, Günther von Andernach, Martin Rutland, Theodor von Hohenheim, Thurneysser, Göbel u. A.). Doch scheint bis auf Wolfgang von Wreschowitz wenig zur Hebung des Bades geschehen zu sein. Ihm verdankte es, wie aus einer gleichzeitigen, gedruckten Beschreibung von Teplitz in lateinischen Hexametern zu ersehen, die Errichtung der ersten, zweckmäßiger eingerichteten Bäder, ihm den Wiederaufbau des verfallenen Schlosses auf dem Schloßberg, ihm die Erbauung der Schloßkirche, in der er auch begraben ist. Unter seinem Nachfolger Bernhard wurde Teplitz protestantisch und blieb

es bis zur allgemeinen Wiederbekehrung Böhmens unter Ferdinand II.

Seinen eifrigsten Gegner hatte Teplitz an Herrn Radislaw Kinsky dem Aeltern, dem es sein Schwager Georg von Schönberg abgetreten hatte (1585), seinen fleißigsten Förderer nach Wolfgang von Wreschowitz an Herrn Radislaw Kinsky dem Jüngern, der es von dem Vorgenannten überkommen (1589). Dieser erweiterte das Schloß auf der Doubrawa, legte um diesen Berg einen Thiergarten sowie auch Alleen und andere Gartenanlagen an und vermehrte die Zahl der Bäder. Auch die Stadt als Mitbesitzerin der Quellen hatte bereits früher (1567) zwei Bäder erbaut. Thomas von Schwenckfeldt in seiner Beschreibung von Teplitz (1607) konnte deren bereits 14 aufzählen.

Kurz vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs, dessen Lasten und Wechselfälle es treulich mit dem ganzen Nordwestgebiet Böhmens theilte, kam es durch Erbschaft an Wilhelm Kinsky, damaligen Oberstlandesjägermeister und nachmaligen Freund und Waffengefährten Albrecht's von Waldstein (1617). Die Stürme des Kriegs scheinen diesem neuen Besitzer wenig Muße gelassen zu haben, für Teplitz besonders zu sorgen. Dringender schien ihm die Befestigung des Schlosses, zu deren Ausführung er einen Baumeister eigens aus Holland kommen ließ. Unter ihm erstand die erste Apotheke in Teplitz. Das tragische Ende Wilhelm Kinsky's zu Eger kennen wir. Auch wissen wir bereits, daß sofort nach seinem Tode (durch Schenkung vom 4. Mai 1534) Teplitz als confiscirtes Gut an den Feldmarschall Johann von Aldringen überging. Drei Wochen nach dieser Schenkung starb diesem sein einziger Sohn und präsumtiver Erbe, erst drei Tage alt. Zehn Wochen später fiel er selbst bei Landshut gegen die Schweden, nachdem er während dieser kurzen

Frist auch noch seine Frau durch den Tod verloren hatte. Auf kaiserlichen Befehl gingen die ihm geschenkten Herrschaften Teplitz und Binsdorf an seinen Bruder Marcus, Bischof von Seggau, über, und nach dieses Letztern baldigem Tode an den jüngern Bruder Paul, Bischof von Strasburg.

Während dieses Herrenwechsels wurde Teplitz zu wiederholten malen von Feind und Freund arg mitgenommen. Noch im Schenkungsjahre war es von den Schweden mit Sturm genommen und hart gebrandschatzt worden. Die schwedische Besatzung hauste in der Stadt und der Umgegend so fürchterlich, daß die Bevölkerung nicht nur aus Teplitz, sondern auf viele Stunden weit floh, sich in den Wäldern und Bergwerken verbarg und Aecker und Wiesen sowie die Brandstätten öde liegen ließ. 1637 wurde es zwar von den Kaiserlichen zurückerobert, allein nur um 1639 abermals in die Hände der Schweden zu fallen. 1640 wurden diese neuerdings von den Kaiserlichen verdrängt, kehrten jedoch 1646 wieder, erstürmten es in einem blutigen Kampfe und behielten es bis nach Abschluß des Westfälischen Friedens.

Ungeachtet all dieser höchst mislichen Wechselfälle, scheint das Badeleben, namentlich gegen das Ende des Dreißigjährigen Kriegs hin, sich wieder einigermaßen gehoben zu haben. Wenigstens datirt gerade vom letzten Jahre dieses Kriegs das „Teplitzische warme Badebüchlein", welches Christoph Vollhardt zur Unterweisung für die Badegäste in Dresden drucken ließ.

Nach dem Tode des Bischofs Paul fielen Teplitz und Bindorf an dessen Schwester Anna (1661) und nach deren Absterben (1665) jenes an ihren zweiten Mann, den Obersten Hieronymus von Clary, Bindorf an ihren Sohn aus erster Ehe, Paul Müller, der nach Bischof Paul's Tode auch den Grafentitel von Aldringen geerbt hatte. Paul Müller starb 1666 und Marcus von Clary, Hieronymus' Sohn, nahm

nunmehr nebst dem Grafentitel auch Bindorf in Besitz. In ihm erhielt Teplitz abermals einen thätigen Förderer. Von dem Brande, durch den es 1654 zum größten Theil eingeäschert worden war, noch immer nicht erholt, verdankte es ihm zahlreiche Neubauten und Verschönerungen. Die herrlichen Lindenalleen nächst der Maria-Lorettokapelle, die er gleichfalls erbauen ließ, die Lindenalleen im Schloßgarten und Spitalgarten sind sein Werk. Unter ihm auch erhielt Teplitz seinen ersten Badearzt in der Person des fleißigen und strebsamen Dr. Postenreuter. Der Krankenbesuch muß wieder ein sehr bedeutender gewesen sein, denn eine der ersten Sorgen dieses Arztes war die Einführung zweckmäßigerer Anstalten in den Badeanstalten und die Wiedererrichtung einer Apotheke.

Nach dem Tode des Grafen Marcus erbte Graf Johann Georg die Herrschaft (1700), von welchem sie nach zwei Jahren schon auf seinen nächstältesten Bruder Franz Karl überging, der nach einem 22jährigen Processe den Besitz dagegen behauptete, daß er seinem Bruder Philipp und dem nachgeborenen Sohne des Grafen Johann Georg, Kaspar, zusammen eine Viertelmillion Gulden hinauszahlte. Unter ihm wuchs Teplitz rasch heran. Während des halben Jahrhunderts seines Waltens erlangte es seinen europäischen Ruf. Es schrieben in dieser Zeit darüber Dr. Schacher in Leipzig (1701), Dr. Kämpfe in Berlin (1706), Dr. Leder in Freiburg (1717), de Vignet (Prag 1720), Dr. Erndtelius zu Nürnberg (1723), Dr. Sparmann (1725—40), Dr. Zittmann (1731—61) und vor Allen zu Anfang dieses Jahrhunderts der Erforscher der meisten damals bekannten Heilquellen in Deutschland, Friedrich Hoffmann in Berlin. An den Grafen Franz Karl erinnert das Jagdschloß Doppelburg, das Schießhaus am Spitalberge, das Gartenhaus im Schloßgarten, die Dreifaltigkeitssäule am Schloßplatz.

Ihm folgte 1751 sein Sohn Franz Wenzel, der von Kaiser

Joseph II. (1767) in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Er gab dem Schlosse seine gegenwärtige Gestalt und trat noch in dem Jahre seiner Erhebung in den Fürstenstand die Herrschaft seinem Sohne Johann ab, der sich nachmals mit einer Tochter des geistreichen und chevaleresken Fürsten Karl Joseph de Ligne, nach welchem der Mont de Ligne noch heute den Namen führt, vermählte. Dieser Fürst, aus einem der ältesten, aus dem Hennegau stammenden germanischen Adelsgeschlechter, war der Enkel Heinrich Ludwig's und der Sohn Claude Lamoral II., beide österreichische Feldmarschälle. Siebzehn Jahre alt war auch er in österreichische Dienste getreten und hatte mit Auszeichnung den Siebenjährigen Krieg mitgemacht. Im Bairischen Erbfolgekriege focht er unter Loudon als Feldmarschallieutenant. Nach hergestelltem Frieden bereiste er fast ganz Europa, theils zu seinem Vergnügen, theils in diplomatischen Missionen, erregte allenthalben durch seinen Witz und sein feines Benehmen Aufsehen und trat mit den geistreichsten Männern seiner Zeit, darunter Friedrich dem Großen, Rousseau und Voltaire, in dauernde literarische Verbindung. Die Kaiserin Katharina II. von Rußland ernannte ihn zum russischen Feldmarschall und schenkte ihm ein Landgut in der Krim. Nach Kaiser Joseph's II. Tode trat er von dem Schauplatz der militärischen und politischen Thätigkeit zurück. Kaiser Leopold II. vermochte zu dem freisinnigen, überdies an die Niederlande durch Herkunft und Besitz gebundenen Fürsten, dessen ältester Sohn auf der Seite der Erhebung stand, kein Vertrauen zu fassen. Im Jahre 1792 verlor er seine sämmtlichen niederländischen Besitzungen, die er erst 1803 wiedererhielt und seinem Sohne Ludwig Lamoral übertrug. Von Kaiser Franz im Jahre 1808 zum Feldmarschall ad honores ernannt, starb er 1814 zu Wien. Für Teplitz knüpft sich an ihn die Erinnerung glanzvoller Saisons und prachtvoller Feste, die er in

einer Gloriette auf dem nach ihm benannten Berge zu geben pflegte.

In die lange Besitzzeit des Fürsten Johann Clary (von 1767—1826), dann seines Nachfolgers, des Fürsten Karl (von 1826—31) und des Fürsten Edmund Moritz (von 1835 bis zur Aufhebung der Patrimonialverhältnisse im Jahre 1848) fällt die Errichtung aller jener herrlichen Anlagen und prachtvollen Badebauten, die uns Teplitz gegenwärtig als einen der bestbestellten deutschen Badeorte erscheinen lassen, sodann der fast gänzliche Neubau der Stadt, nachdem ein großer Theil derselben im Jahre 1793 in Flammen aufgegangen, endlich die Gründung jener ungewöhnlich großen Anzahl öffentlicher Wohlthätigkeitsinstitute, rücksichtlich welcher sich mit Teplitz, das seit 1848 selbständig ist, nicht leicht irgendein zweites Bad vergleichen lassen dürfte.

Die Napoleonischen Kriege ließen Teplitz langehin völlig unberührt. Es hatte weder von Truppendurchzügen noch sonstigen Lasten sonderlich zu leiden. Nur verwundet kamen die Offiziere Oesterreichs, Preußens und Rußlands hierher, um ihre auf dem Schlachtfelde verstümmelten, zerschmetterten oder gelähmten Glieder in die warmen Fluten zu tauchen und neu zu kräftigen. Erst in der Neigezeit dieser Kämpfe eine Rolle zu spielen, blieb dem, in der Sicherheit eines friedlichen Thalkessels gelegenen Bade vorbehalten. Während Napoleon im August 1813 die Schlacht bei Dresden vorbereitete, sah es in seinen Mauern die gekrönten Häupter von Oesterreich, Rußland und Preußen versammelt, umgeben von ihren bewährtesten Feldherren und entschlossen, dem blutigen Kriegsspiel, das seit zwei Jahrzehnden bereits Millionen von Menschenleben gekostet und die Karte von Europa auf die rücksichtloseste Weise revidirt hatte, um die Herrschaft des Welttheils in die Hände Einer Familie zu bringen, mit vereinter Macht ein Ende zu machen.

Marschall Schwarzenberg war nach Sachsen gerückt, um die Stellung Napoleon's bei Dresden zu durchbrechen. Napoleon, aus Schlesien herangezogen, rüstete sich ihn zu empfangen und entsandte zugleich General Vandamme (25. Aug.), um dem Schwarzenberg'schen Heere die Rückzugsstraße über Pirna nach Teplitz abzuschneiden. Napoleon siegte bei Dresden (17. Aug.) und Vandamme drang mit seinen 30,000 Mann gegen das Teplitzer Thal vor, um den zurückweichenden Verbündeten von hier in den Rücken zu fallen. Die Sache dieser Letztern stand abermals auf der Schneide eines Messers. Zwischen zwei Feuer gerathen, mußten sie ihre Hauptarmee verlieren und mindestens Böhmen preisgeben. Unter solchen Umständen zog es Fürst Schwarzenberg vor, auf dem einzigen ihm übriggebliebenen Wege über Dippoldiswalde und Altenberg das Erzgebirge zu überschreiten und zu trachten, seine feste Stellung bei Teplitz wiederzugewinnen, ehe sie von Vandamme genommen wäre. Die Generale Barclay und Ostermann sollten auf anderm Wege sich mit ihm daselbst zu vereinen suchen. Aber bereits schien es zu spät. General Ostermann mit 8000 Mann erreichte Peterswalde (28. Aug.). Vandamme ereilte ihn und drängte ihn über Nollendorf in das Teplitzer Thal hinab; hier erfuhr Ostermann die kritische Lage, in der sich die Hauptarmee im Erzgebirge befand, durch den König von Preußen, der sein Hauptquartier in Teplitz hatte. Das weitere Vordringen Vandamme's mußte um jeden Preis aufgehalten werden, sollte Schwarzenberg nicht verloren sein. Bis 11 Uhr Vormittags (29. Aug.) hielt Ostermann mit seinen 8000 Russen die 30,000 Mann starke Heeresabtheilung der Franzosen allein im Schach. Um diese Zeit erst kamen ihm auf Anordnung des Königs von Preußen österreichische und russische Reiterabtheilungen zu Hülfe. Ungeachtet ihm eine Kanonenkugel den linken Arm abgerissen, behauptete er doch seine Stellung

bei Arbesau, bis gegen 6 Uhr Abends Schwarzenberg in die kulmer Ebene herabgekommen und seinem Nachfolger im Commando, dem General Miloradowitsch, genügende Verstärkung zugesandt war. Vandamme zog sich auf Kulm zurück, für den folgenden Tag die Ankunft Napoleon's erwartend. Diesen aber hatte mittlerweile die Kunde von den verlorenen Schlachten bei Großbeeren (23. Aug.) und an der Katzbach (26. Aug.) getroffen und wiewol er bereits bis Pirna vorgedrungen war, zum Rückzuge nach Dresden veranlaßt. Unterdessen war General Kleist bis zur peterswalder Straße vorgedrungen, um womöglich Vandamme den Rückzug abzuschneiden. Schwarzenberg seinerseits, hiervon benachrichtigt, bestimmte sofort für den folgenden Tag einen combinirten Angriff auf Vandamme. Zwei österreichische Divisionen unter General Colloredo-Mansfeld waren von Dux zur Unterstützung herangezogen worden. Mit Tagesanbruch (30. Aug.) griff Barclay den Feind an, während Colloredo dessen linken Flügel umstürmte. Immer noch behauptete Vandamme seine Rückzugsstraße gegen Peterswalde und hoffte den Tag zu behaupten. Als jedoch gegen Mittag statt französischen Succurses Kleist mit seinen Preußen bei Nollendorf ankam, gab er die Schlacht verloren und dachte nur noch daran sich durchzuschlagen. Allein nur einem Theile seiner Reiterei sollte dies gelingen. Er selbst mit 10,000 Mann mußte sich als gefangen ergeben, nachdem er 5000 Todte auf dem Platz gelassen und 81 Geschütze verloren hatte. Die Hauptarmee rückte nun ungefährdet ins Teplitzer Thal herab und bereitete sich sofort vor, neuerdings in Sachsen einzudringen. Noch einmal stellten sich ihnen französische Heeresabtheilungen bei Nollendorf entgegen, jedoch wieder nur um zurückgeschlagen zu werden (16. und 17. Sept.). Unaufgehalten ging nun der Zug nach Sachsen vor sich, um vier Wochen später auf den Ebenen von Leipzig zur entscheidenden

Völkerschlacht zu führen. Drei Denkmale, ein preußisches und ein österreichisches bei Arbesau, ersteres von Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1817, letzteres von der Armee am Jahrestage des Treffens — 17. Sept. — im Jahre 1825, sodann ein russisches, im Jahre 1835 an derselben Stelle errichtet, wo Ostermann amputirt worden, erinnern den Reisenden an jene ruhmreichen Tage der verbündeten Armeen.

2.

Communication. — Topographisches. — Das Schloß. — Der Schloßgarten. — Kirchen, Gassen und Plätze. — Schönau. — Die Quellen. — Die Badeanstalten. — Die Wirkungsweise der Thermen. — Die Gesellschaft. — Abschied.

Der Eindruck, den Teplitz auf den Fremden macht — wir fassen unter dem einen Namen, wie es allgemein üblich ist, die Stadt Teplitz mit dem unmittelbar anstoßenden und innig damit verbundenen Orte Schönau zusammen —, ist ein vorwaltend städtischer, namentlich in dem etwas gedrängtern und bevölkerten eigentlichen Teplitz, das mit seinen 585 dicht aneinandergeschlossenen zum Theil weitläufigen, zum Theil auch etwas beschränkten Häusern, mit seinen unregelmäßig angelegten, mitunter engen und winkeligen Straßen und Plätzen die westliche größere, weniger in Schönau, das mit seinen etwa 100 um den Fuß der Stephanshöhe zerstreuter angereihten Häusern die östliche kleinere Hälfte des vereinigten Gesammtbadeorts bildet. Drei Hauptstraßen münden in dem Umfange dieses letztern: im Norden über Aussig die dresdener Straße, die zugleich die Verbindung mit der Sächsisch-Böhmischen Eisenbahn vermittelt; im Südosten die prager Straße über

Lowositz; im Südwesten die bei Dux sich vereinenden komotauer und saatzer Straßen. Kürzere Chausséen führen in die Umgebung, nach Eichwald ins Erzgebirge, zu den Ruinen des Schloßbergs u. s. w.

Wir sind aus dem Südwesten gekommen und unternehmen denn auch von hier aus unsern Rundgang durch die Stadt. Zwischen dem Schloßgarten und an einer nicht sehr ausgedehnten Häuserreihe vorüber, deren Name an eine der schönsten Straßen Wiens — Jägerzeile — erinnert, gelangen wir an den Hauptplatz von Teplitz, den Schloßplatz, dessen Mitte die vom Grafen Franz Karl von Clary im Jahre 1718 errichtete Dreifaltigkeitssäule ziert. Sie ist ein Werk des prager Bildhauers Matthias Braun, aus dessen Werkstätte auch die meisten längs der beiden Brüstungen der prager steinernen Brücke angereihten Heiligenmonumente hervorgegangen. Die südliche Fronte dieses schönsten der teplitzer Plätze nehmen die fürstlich Clary'schen Schloßgebäude ein. Sie erheben sich an derselben Stelle, an der einst das Klosterhaus der Benedictinerinnen gestanden. Ihre gegenwärtige Gestalt erhielten sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem Fürsten Franz Wenzel. An die Rückseite des Schlosses schließt sich unmittelbar der Hauptsammel- und Promenadeplatz der teplitzer Curwelt an — der Schloßgarten, eine der geschmackvollsten und freundlichsten Anlagen, die von der Gastlichkeit eines Privaten jemals dem unbeschränkten öffentlichen Vergnügen überlassen worden. Ohne den Schloßgarten wäre Teplitz, sowie es heute ist, kaum möglich. Der Natur seiner Kranken nach, die sich nicht zur bestimmten Morgenstunde an Brunnentempeln und in Wandelbahnen versammeln, sondern ein Jeder für sich um die festgesetzte, pünktlich einzuhaltende Stunde, die Einen schon um 4 Uhr Morgens, die Andern um Mittag, die Dritten erst spät gegen Abend ihre Badeloge aufsuchen und sich vereinzelt darin einschließen,

nicht eben sehr zur Geselligkeit geneigt, würde es ohne die Munificenz der Clary jedes Bindemittels entbehren, durch das es die auseinanderstrebenden Elemente seiner Gäste einander nähern und zusammenhalten könnte. Im Schloßgarten kann sich täglich finden, was sich finden will. Die Stunden zwischen 11 und 1 Uhr, da man anderswo vor den sengenden Strahlen der heißen Mittagssonne sich am liebsten in seine vier Pfähle zurückzieht, sind hier in den Schatten 100jähriger Linden die des Rendezvous der gesammten Badewelt. Hier findet sie zugleich das Schauspielhaus, hier der prachtvolle Gartensaal, beide lediglich ihrer Erholung und Erheiterung gewidmet. Der Gartensaal, im Jahre 1731 durch den Grafen Franz Karl errichtet, vertritt zugleich die Stelle eines Curhauses. In ihm finden die Tanzréunionen, die Concerte und sonstigen Festlichkeiten statt. In ihm versammelt sich die gewählteste Gesellschaft zu Tische.

Unmittelbar an die Fronte des Schlosses schließt sich die im Jahre 1568 von Wolfgang von Wreschowitz erbaute und mit einem Altarbilde von der Hand des böhmischen Malers Karl Skreta gezierte Schloßkirche an.

An der Westseite des Schloßplatzes und an dem weitläufigen Hôtel Zum Fürsten de Ligne vorüber gelangen wir in die Hauptstraße von Teplitz, die Lange Gasse, in der wir die Hôtels Zur Post, Zur Stadt London, Zum Hirsch, Zur Stadt Brüssel, Zum Schwarzen Adler und Zum Weißen Roß neben und einander gegenüber angereiht finden. Die Lange Gasse sowie die ihr parallele Grüne Ringgasse laufen beide im Nordwestende der Stadt in den großen regelmäßigen Marktplatz aus. Von diesem führt sodann nördlich der Weg nach Zuckmantel und Eichwald, während er östlich in die Graupener Straße mündet, aus welcher sich gegen Norden die Aussig-Dresdener Chaussée abzweigt.

Verfolgen wir unsern Weg durch die Graupener Gasse, so gelangen wir zunächst in die Königsstraße, aus welcher ein Seitenpfad zur Höhe des Judenbergs und zum evangelischen Bethause emporführt. Die westliche Fronte dieser Straße bildet die Umfriedung des Spitalgartens, der die im Jahre 1835 vom Fürsten Edmund erbaute Trinkanstalt in sich schließt — eine halbmondförmige, freundliche Wandelbahn, an deren einem Ende wir die Trink- und Augenquelle, am andern den Gesellschaftssaal finden. Aus der Königsstraße gelangen wir am Fuße des Mont de Ligne hin in die Lindenstraße und durch diese an den Spitälern vorüber nach Schönau. In gerader Richtung dagegen führt uns die Königsstraße nach dem Stephansplatz, von welchem gegen Osten zwischen den Abhängen der Königshöhe und des Mont de Ligne die Mühlstraße sich gegen Schönau fortsetzt und so die eigentliche Verbindungsstraße zwischen beiden Ortschaften bildet, während wir um den prachtvollen Kaffeesalon biegend in die Herrengasse und durch diese auf den Badeplatz gelangen, von welchem wir, durch die Badegasse empor, in der Nähe der schon im 12. Jahrhundert gegründeten, in ihrer gegenwärtigen Gestalt aber im Jahre 1700 neuerbauten Stadtkirche wieder auf dem Schloßplatz eintreffen, von dem wir ausgegangen. Umschreiben die eben bezeichneten Straßenlinien die äußern Contouren von Teplitz, so vermitteln auch noch mehre untergeordnete Gassen die Communication im Innern der Stadt, als deren ausgedehnteste wir die, die Königsstraße mit der Badegasse verbindende Judengasse — das Ghetto von Teplitz — kennen lernen. Wenden wir uns zu dem Ausgange der Mühlstraße zurück, so haben wir Schönau vor uns, das sich südwärts mit der Prager Straße und nordwärts mit der Bade- und Neubadgasse an den Abhang der Stephanshöhe anlegt.

Teplitz ist vorzugsweise ein Badeort. Seine Thermen

werden von den Balneologen den salinisch-alkalischen beigezählt, doch neigen sie sich der geringen Quantität fester Bestandtheile wegen, die sie enthalten, gewiß viel mehr zu den neutralen Wässern hin oder bilden doch zwischen diesen und den stoffreichern Thermen ein interessantes Mittelglied. Ihre Entstehungstheorie ist mit jener der karlsbader Warmwässer eine und dieselbe. Wie diese nehmen sie ihren Ursprung in einer mit ihrer Temperatur in directem Verhältniß stehenden Tiefe des Erdkörpers und danken dieser Tiefe ihre Wärmegrade, den Gebirgsarten ihre chemischen Bestandtheile. Dr. Struve hat dies auf dem Wege des Experiments zur Genüge erwiesen, indem er eine Quantität Feldsteinporphyr vom Fuße des Schloßbergs in einer 84 Zoll hohen Röhre mit gleich viel reinem Quarzsande dem Einfluß kohlensäurehaltigen Wassers aussetzte und in dem so gewonnenen Mineralwasser dieselben Stoffe nachwies, welche die chemische Analyse aus den teplitzer Wässern dargestellt.

Ob diese Wässer ebenso wie die karlsbader in einem und demselben Kessel ihren Ursprung nehmen und nur in zwei gesonderten Gruppen — der teplitzer und schönauer — zutage treten, oder ob jede dieser Gruppen ihren besondern, eigenen Ursprungsquell hat, kann bisjetzt ebenso wenig behauptet als in Abrede gestellt werden. Für einen gemeinsamen Hauptquell spricht die vollkommene chemische Identität ihrer aller, sowie die an sich nicht bedeutende, hinter jener der karlsbader Quellen wenigstens weit zurückbleibende Differenz ihrer Temperatur. In beiden Gruppen finden sich in 16 Unzen Wasser nicht mehr als 4—5 Gran fester Bestandtheile. Das kohlensaure Natron nimmt unter diesen die erste Stelle ein. Es findet sich allein in einer Menge von 2—2½ Gran vor. Ihm zunächst die Kieselerde, Fluß-Kiesel-Natrium, schwefelsaures Natron und schwefelsaurer Kalk

von $^1/_{10}$ bis zu $^3/_4$ Gran. Ausgezeichnet sind sie sämmtlich neben dem Gehalte an Kohlensäure auch noch durch die Anwesenheit von Azot und Sauerstoff. Die Temperatur schwankt zwischen + 20 und + 39° R. Für getrennte Hauptquellen dagegen spräche die während des Erdbebens von Lissabon im Jahre 1755 gemachte Wahrnehmung, daß wol an dem Tage dieses merkwürdigen Naturereignisses der teplitzer Hauptquell einen Moment lang ausblieb, die schönauer Quellen dagegen keinerlei Veränderung erfuhren. Doch dürfte andererseits hierbei zu beachten sein, daß auch die andern Quellen zu Teplitz keine Veränderung erfahren zu haben scheinen; wenigstens findet sich keine solche erwähnt. Eine Analogie mit den karlsbader Thermen stellt sich übrigens auch noch in wiederholten neuen Ausbrüchen heraus. So z. B. weiß man, daß dergleichen zu Teplitz in den Jahren 1720, 1767, 1818 an der Hauptquelle, 1779 an der Frauenbadquelle stattfanden.

Die Quellen der teplitzer Gruppe sind nun: die Hauptquelle oder der Ursprung, welcher unmittelbar neben dem Stadtbadehause aus einer fast senkrechten Kluft hervorquillt, die wasserreichste und wärmste von allen; in unmittelbarer Nachbarschaft derselben die städtische und die fürstliche Frauenbadquelle, in geringer Entfernung östlich von der letztern die Sandbadquelle und in etwas weiter Entfernung nördlich, unter dem Dache der Trinkhalle, die Augenquelle und die Trinkquelle, letztere, nebenbei gesagt, die einzige, von der auch zu Heilzwecken getrunken wird. Als Quellen der schönauer Gruppe lernen wir zuerst die Steinbadquelle kennen, bei 550 Klafter nordwestlich von der teplitzer Hauptquelle. Wir finden sie in dem Steinbadgebäude zu Schönau in einer kuppelförmig überdachten Halle, frei in ein Bassin gefaßt. Sodann wenige Schritte westlich von dieser die Stephans- ehemals Tempelquelle und noch etwas weiter gegen Westen die seit

1822 gefaßte Wiesenquelle. Wenige Schritte östlich von der Steinbadquelle finden wir die Militärbadquelle; etwa hundert Schritte östlich von ihr, jenseit des Teiches die Schlangenbadquelle und in etwa doppelt so weiter Entfernung von dieser nordöstlich die Neubadquelle.

Ihrer Temperatur nach ordnen sich diese sämmtlichen Quellen etwa in folgender Weise:

Die Stadtbadquelle . . . . + 39,5° R.
Die städtische Frauenbadquelle . . . . + 38,5° „
Die fürstliche Frauenbadquelle . . . . + 37° R.
Die Neubadquelle . . . . + 35° „
Die Schlangenbadquelle . . . . + 32° „
Die Steinbadquelle . . . . + 30° „
Die Stephansquelle . . . . + 28—29° R.
Die Militärbadquelle . . . . + 27—28° „
Die Wiesenquelle . . . . + 23° R.
Die Trinkquelle . . . . + 21,33° R.
Die Augenquelle . . . . + 20,75° „

Die Wasserergiebigkeit dieser Quellen ist allerdings eine außerordentliche, doch begegnen uns hinsichtlich derselben in verschiedenen Belehrungsschriften allerlei Monstrositäten, vor denen wir denn doch diejenigen unserer mitreisenden Freunde, die viel schneller erstaunen als sie prüfen, einigermaßen warnen möchten. So fanden wir die Quantität des Wassers, das die Stadtquellen allein in Einer Stunde zutage fördern, auf 1,913,900 Kubikfuß angegeben, also sage ungefähr zwei Millionen! Aus demselben Buche erfahren wir, daß die Hauptquelle, die ergiebigste von allen, in Einer Minute 27, das ist in einer Stunde 1440 Kubikfuß Wasser gebe. Wäre nun auch die Giebigkeit aller elf Quellen eine ebenso starke wie die dieser einen, so betrüge dies erst für alle elf zusammen

in einer Stunde noch nicht ganz 20,000 Kubikfuß. Woher sich dann blos für die fünf Stadtquellen beinahe 2 Millionen berechnen, muß uns füglich ein Räthsel bleiben. Nach der Messung von 1839 gibt die Hauptquelle etwas über 1009 Kubikfuß in einer Stunde.

Wollen wir nun die Badeanstalten kennen lernen, welche von diesen sämmtlichen Thermen versorgt werden, so müssen wir uns wieder in die teplitzer Badegasse zurückbegeben. Hier finden wir zunächst, mit der Fronte in diese Gasse gekehrt, das Stadtbad. An der Stelle dieses Bades scheint die älteste teplitzer Badeanstalt sich befunden zu haben. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wenigstens bestanden hier bereits erwiesenermaßen gesonderte Männer- und Frauenbäder, als deren Erbauer Wolfgang von Wreschowitz erscheint. Um dieselbe Zeit auch bestanden bereits abgesonderte Bäder für jüdische Badegäste. Nach dem Stadtbrande von 1793 wurde an der Stelle des niedergebrannten auf Kosten der Stadt ein neues Badehaus errichtet, das gegenwärtige jedoch von Grund auf erst 1838 erbaut. Es enthält zwei Gemeinbäder für Männer und Frauen und 26 Einzelbadelogen. Seinen Wasserbedarf erhält es aus der Hauptquelle, aus der städtischen und zum Theil aus der fürstlichen Frauenquelle. Unmittelbar an dem Stadtbad finden wir an der Stelle des bereits um 1600 erwähnten „warmen" und „kühlen" Bades das Fürstenbad, das schon 1784 unter diesem Namen vorkommt. Es enthält ein Gemeinbad und 10 Logen. Unmittelbar an dieses wieder, mit der Fronte nach dem Badeplatze, schließt sich an der Stelle eines ehemaligen herrschaftlichen Waschhauses das, ebenfalls bereits 1784 so geheißene Gürtlerbad an, Eigenthum eines teplitzer Bürgers und blos einen Baderaum enthaltend. Diese beiden Anstalten beziehen ihr Wasser aus der Hauptquelle. An der Nordseite des Badeplatzes finden wir das Herrenbad

mit acht Logen, denen das Wasser aus der Sandbad- und aus der fürstlichen Frauenbadquelle zufließt.

Von den schönauer Bädern macht sich uns zuerst an dem Ausgange der Steinbad- und der Lindenstraße das Steinbad bemerkbar, eines der schönsten Bauwerke, die Teplitz aufzuweisen hat. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts bestanden bereits hier sowie an den nächstgelegenen Quellen offene Bäder. Später war hier eine Flachsröste errichtet. Erst 1759 wurde die Quelle wieder aus der Vergessenheit gezogen und mit einem breternen Badehause versehen. Das heutige herrliche Badehaus stammt aus dem Jahre 1800. Es enthält 14 Logen, die aus der gleichnamigen Quelle versorgt werden. Unmittelbar daneben findet sich das Stephansbad, ehemals Tempelbad, mit 6 Logen, 1806 erbaut, das sein Wasser aus der Stein-, Stephans- und Wiesenquelle erhält. Diesen beiden Bädern gegenüber erhebt sich das Schlangenbad, gleichfalls erst 1773 durch den Fürsten Rohan der Verwahrlosung entrissen. Das schöne Badehaus ist auf Kosten der schönauer Gemeinde 1838 erbaut und enthält 13 Logen. Zur selben Zeit wurde das gleichfalls schon im vorigen Jahrhundert benutzte und schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts als Schwefelbad bekannte, großartige Neubad erbaut, ein Eigenthum der Fürsten Clary. Es enthält 6 Logen.

Ueberblicken wie alle diese Anstalten, so finden wir es nicht übertrieben, wenn man uns versichert, daß in Teplitz leicht täglich über 1000 Personen Raum, Wasser und Muße genug finden können, ihrer Gicht, ihren chronischen Rheumatismen, ihren Lähmungen den Vertilgungskrieg zu erklären.

Wie die teplitzer Thermen in allen diesen und noch manchen andern Leiden wirken, ist vielfach zu erklären versucht worden. Eine genügende Beantwortung der Frage jedoch ist bisher lange nicht gegeben. Analog erscheint ihre Wirkung jedenfalls

der der neutralen Wässer zu Gastein, Wildbad, Tüffers u. s. w. Eine Sonderung, wie die z. B., daß Teplitz „materieller", Gastein „geistiger" eingreife, beruht lediglich auf Worten, denen ebenso wol der materielle als geistige Kern gebricht. Wir fragen dann nur ganz einfach, was denn mit einer solchen „geistigen" Wirkung gemeint sei? Fest steht dagegen die Thatsache, daß unter den neutralen oder doch nahezu neutralen Thermen Teplitz eine der ersten Stellen einnimmt. Welcher Eigenschaft, welchem bisher vielleicht noch unentdeckten Stoffe oder Agens es dies verdanke, müssen wir zu erledigen der Naturforschung der Zukunft überlassen. Eben die riesigen Fortschritte, welche diese in der einen Hälfte unsers Jahrhunderts gemacht, sind uns Bürge dafür, daß ihr noch ungleich riesigere vorbehalten sind. Anerkennenswerth und dankenswerth ist vorderhand die strenge Gewissenhaftigkeit, mit welcher gerade die teplitzer Aerzte den stets etwas verdächtigen Ruf eines Universalmittels von ihren Thermen abzulehnen und deren Wirkungskreis, gestützt auf die Erfahrung, in die möglichst genauen Grenzen einzuschränken bemüht sind — ein Vorgang, den manches Bad, auf dessen Liste die ganze Pathologie von A bis Z paradirt, sich zum Muster nehmen dürfte. Nicht jede Gicht, nur die sogenannte atonische, die in Herabgestimmtheit des Organismus wurzelt, erklären sie als ein Object für Teplitz. Die Gicht aus Stofffülle verweisen sie selbst nach Karlsbad, Marienbad, Kissingen u. s. w. Den erschlafften Organismus erregen ihre heißen Wässer zu kräftiger Reaction und bieten ihm die Möglichkeit sich der krankhaften Stoffe zu entledigen. Erneuerung oder Erweckung der schmerzhaftesten gichtischen Anfälle sind daher in Teplitz nichts Seltenes und werden von den Aerzten daselbst, so qualvoll sie dem Kranken auch fallen, gar nicht ungern gesehen. Den Ruf, den Teplitz seit uralten Zeiten in Lähmungen genießt, haben sie gewissenhaft auf das richtige

Maß zurückgeführt, indem sie durch Wort und Schrift ausdrücklich erklären, daß alle jene, die in organischen Veränderungen des Gehirns, des Rückenmarks, einzelner Nervenpartien ihren Grund haben, ebenso wenig in Teplitz als sonst wo geheilt werden können, wol aber die auf unterdrückter Hautthätigkeit, unterdrückten chronischen Ausschlägen, metastatischen Processen beruhenden. Dasselbe gilt ihnen von den Folgen erlittener Verwundungen, Quetschungen und sonstiger organischen Zerstörungen. In der That auch ist die Sphäre des Möglichen nicht nur in Teplitz, sondern an jedem Heilquell, den die Natur uns gespendet, so groß, daß sie uns dafür, daß das Unmögliche eben unmöglich ist, leicht tröften kann und sattsam entlohnt. Begnügen wir uns und seien wir ihr auch dafür dankbar!

Die Gesellschaft, die Teplitz alljährlich während des Frühjahrs und Sommers und oft bis in den Herbst hinein an seinen Thermen versammelt sieht, ist nichts weniger als exclusiv. Ganz Deutschland, Oesterreich, Dänemark, Schweden, Polen und Rußland sendet seine Contingente und selbst Franzosen, Engländer und Amerikaner finden sich ein. Könige und Bauern, Fürsten und Bürger, Herzoge und Krämer, Bankiers, die über Millionen verfügen, und Arme, die von milder Hand leben, baden, wenn auch nicht in einer und derselben Zelle, doch hier unter einem Dache in denselben Fluten. Dem General, der sich auf bequemem Rollwägelchen ins Bad fahren läßt, begegnet der Invalide mit dem Stelzfuß, der sich eben dahin begibt. Dem pompösen Serbenfürsten folgt der polnische Jude auf dem Fuße. Es ist eben gerade so wie Karlsbad ein Bad, in das man nicht des bloßen Vergnügens wegen kommt und in welchem man nicht grüne Tische und berauschende Soiréen sucht, sondern sich damit begnügt, es so weit zu bringen, daß man wieder einmal froh und gekräftigt

einen Ausflug ins grüne Land unternehmen kann und sich mit dem Rausche zufriedengibt, den das Glück wiederkehrender Gesundheit dem Bettler gleichmäßig wie dem Millionär bereitet. An reichlicher Gelegenheit sich zu zerstreuen und zu erheitern fehlt es darum doch nicht. Teplitz ist kein Bad in der Wiege mehr, es ist ein Veteran unter den europäischen Bädern und darauf eingerichtet, allen Bedürfnissen zu genügen. Es hat zu wiederholten malen in seinen Mauern glänzende Congresse gesehen und weiß sich im vorkommenden Falle ganz residenzmäßig zu geben. Brillante Bälle, Schauspiele, Concerte, Feste im Freien folgen auf der Höhe der Saison einander alljährlich auf dem Fuße und wer diese liebt, mag sich nach Herzenslust daran erfreuen. Bescheidenere Wünsche finden ihre Befriedigung an dem Concert, das vom frühen Morgen bis in den späten Abend die lustigen gefiederten Musikanten im Schloßgarten oder im Turnerpark oder ein Häuflein erzgebirgischer Künstler in der Schlackenburg zum besten gibt; ergötzen sich an dem Schauspiel, das ihnen eine Umsicht aus den Ruinen des Schloßbergs oder von der Höhe des etwas entfernten Milleschauers gewährt, oder suchen die Ebenen von Priesten und Arbesau auf, wo im Jahre 1813 die deutschen Waffen einen ihrer schönsten Ehrentänze getanzt. —

So hätten wir denn auch Teplitz besucht und verlassen mit der ältesten seiner Anstalten das Quellengebiet der böhmischen Bäder. Eine kurze Wanderung über die Schlachtgefilde vom Jahre 1813 führt uns auf einem kleinen Umwege, den wir uns gern gefallen lassen, um Kulm und Arbesau zu berühren, an den Monumenten vorüber, die an jenes denkwürdige Jahr erinnern, nach Aussig, die Heimat Rafael Mengs'.

Eisenbahn und Dampfboot stehen hier bereit uns nach Norden oder nach Süden zu führen, wenn wir nicht etwa noch eine Wanderung durch die Sächsische Schweiz vorhaben.

Und so sagen wir denn dem quellengesegneten Gebiet unser herzliches Lebewohl und drücken dem Reisenden, den wir durch dasselbe begleitet, in Gedanken die Hand, indem wir ihm zurufen:

Gern wiederseh'n magst du dies Land,
Dies Volk und dieser Quellen Rand,
Wo Tausende Genesung schlürfen; —
Doch mögst du niemals sein bedürfen!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.